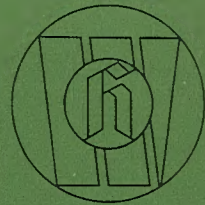


WESTFALENHÜTTE



WIR BAUEN
284 WOHNUNGEN
FÜR DIE BELEGSCHAFTSMITGLIEDER
DER HOESCH-WESTFALENHÜTTE A.G.



WESTFALENHÜTT

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG Dortmund
9. Jahrgang - Nr. 11 - November 1941

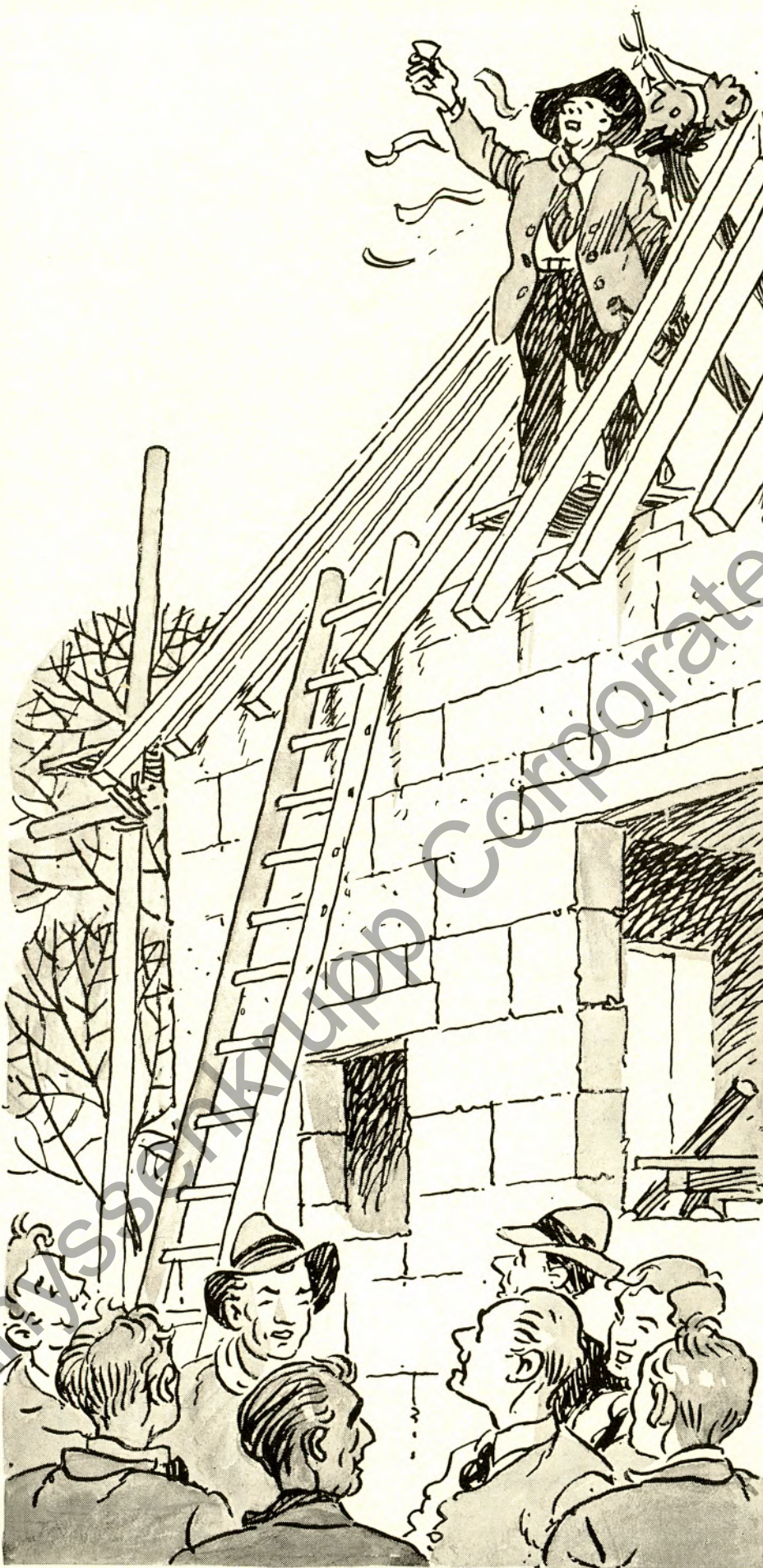
Unsere Bilder:

Titelbild:
Wir bauen 284 Wohnungen
2. Umschlagseite: Richtfest

Aus dem Inhalt:

Vorweihnacht
Moment mal
Betrifft uns nicht
Im Eisenwerk
Ruhrgebiet — Schmelztiegel Europa
Die Anordnung von Vorgerüsten
Wohnungen werden gebaut
Der Betriebsrat gibt Bericht
Ehrentafel
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Unser Briefkasten
Das interessiert die Frau
Wer möchte da nicht 17 sein
Lebensabend im Schatten der Schlo
Ein Hobby
Sinnvolle Erfüllung der Freizeit
Achte auf dich und die andern
Warum Krankenkontrolle?
Und das alles mit Asiatischer Gripp
Was ist Holiday on Ice?
Die Prüfung haben bestanden
Weihnachtslegende in der Kunst
Sachsen-Anhalt
Unser Rätsel
Hüttenkieker

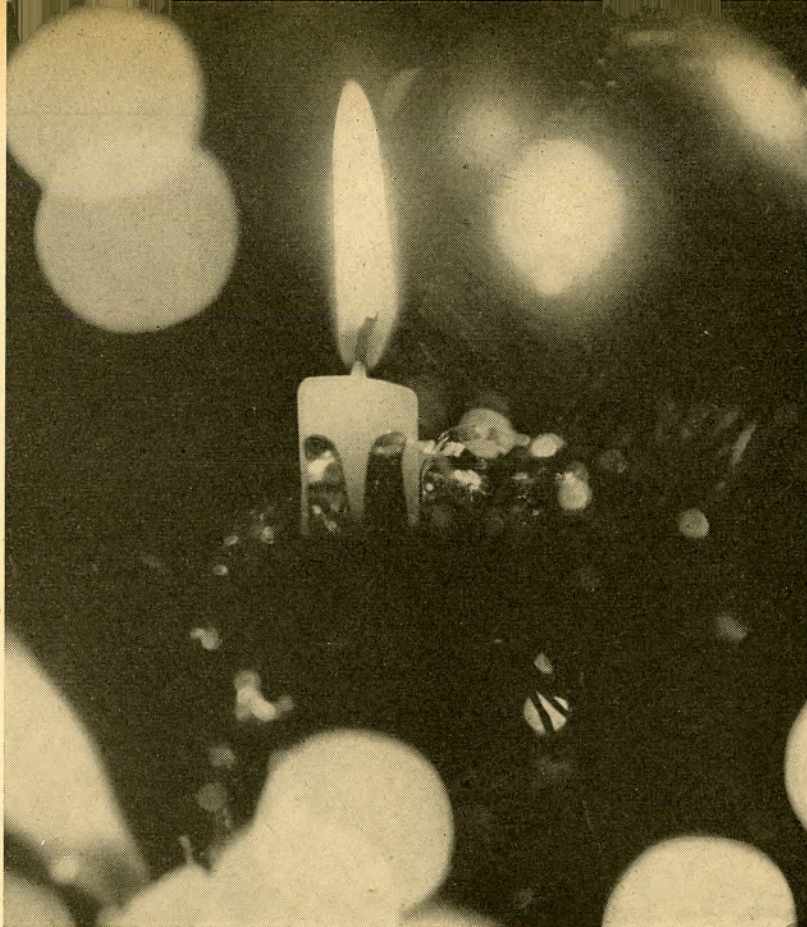
Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;
verantwortlich:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12
Chefredakteur: Johannes Hoeschen
Allgemeiner Teil: Walter Behrendt
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Gen. v. Wi.-Min. NRW, 7100/III 775 v. 18. 2. 1941
Druck: Westfalendruck, Dortmund
Auflage: 20 000
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jeder
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnet
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressgesetzlich
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.



thysenkrupn. Co. r. g. r. e. Archives



Herbarium thysenkrupn. 1934



VORWEIHNACHT

Bald ist Heiligabend 1957. Auf dem Gabentisch liegt dann manches, was lange entbehrt wurde. Auch vieles Unsichtbare: Friede, Arbeit, Freiheit, Geborgenheit. Doch, erkennen wir diese Geschenke noch, oder bleiben sie schamhaft hinter Paketen und Gratifikationen versteckt?

Wie war es doch damals, als wir irgendwo in fremdem Land im Bunker unser Bäumchen entzündeten oder daheim zwischen Fliegeralarm der Angehörigen draußen gedachten? Einmal nur wieder beisammen sein, in leuchtende Kinderaugen blicken und im Familienkreis ein altes Weihnachtslied singen — das schien uns das schönste Weihnachtsgeschenk.

Friede auf Erden. Mag er trügerisch sein, wir haben ihn dennoch wieder einmal als schönste Gabe. Er verhilft uns, den inneren Frieden zu gewinnen und den Heiligen Abend feierlich zu gestalten. Verstaubt und verschämt steht vielleicht eine Bibel im Regal. Darin finden wir unter Lukas 2, 1—40, die Weihnachtsgeschichte. Schon die Eltern und Großeltern lasen sie im Familienkreis vor der Krippe unter dem Weihnachtsbaum. Und es steigen Erinnerungen auf an die Kindheit, als wir selbst mit staunendem Blick diese schlichte und doch weltverändernde Botschaft hörten. Vielleicht gab es damals noch keinen Rundfunk, man stimmte selbst jene Weihnachtslieder an, die die Mutter uns mit viel Mühe und Liebe schon im Schein der Adventskerzen beigebracht hatte. Nehmen wir uns bei unseren Kindern auch die Zeit, um ihnen ihre Kindheit ebenso zu verschönern? Es werden auch für sie die ewig unvergeßlichen Stunden im Elternhaus bleiben, von denen sie ein Leben lang zehren. Ein Leben lang: Vor 1957 Jahren wurde Christus geboren. Viele Menschen waren seitdem für kurze Zeit zu Gast auf Erden. Ob sie es verstanden haben, die frohe Botschaft auch für sich und ihre Angehörigen gelten zu lassen? Christus kam arm auf die Welt. Die größten Künstler der Menschheit haben uns in Farben, Tönen und Worten dieses Ereignis nahegebracht. Und doch bringt die Weihnachtsgeschichte der Bibel eine Saite in uns zum Erklingen, der wir nur selten lauschen.

„Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkünde euch große Freude!“ Die Freude soll unsere Furcht besiegen. Über allen Äußerlichkeiten wollen wir das große Glücksgefühl nicht vergessen, das die Glocke der Christmette um Mitternacht bei uns hervorruft.

Wir wollen an diesem Tage dankbar und glücklich sein wie die Kinder.



Moment

mal!



Darauf vertrauen wahrscheinlich die beiden Leute unten. Sie sehen gewiß nicht, daß die Last keineswegs unfallsicher angehängt ist und zwei der starken Kettenglieder durchgeschauert sind, ja, daß eines sogar angebrochen ist und jeden Augenblick zerreißen kann . . .

Es nützt nichts, daß eine Kette aus noch so starken und massiven Gliedern besteht, wenn nur eines einen versteckten Bruch aufweist. Wo eins ihrer Glieder schadhaft ist, hält auch die stärkste Kette nicht. Sie muß sofort ausgewechselt und repariert werden. Oder anders gesagt: Jede Kette ist nur so stark wie ihr schwächstes Glied.

Stellen Sie sich nun das Werk als eine Kette vor! Sehen Sie sich selbst darin als eines ihrer Glieder! Eine Kette von lauter einzelnen Mitarbeitern, die alle Hand in Hand arbeiten. Eine Tätigkeit greift in die

Solch eine starke Kette reißt doch nicht so leicht . . . !

andere — wie bei einer Kette aus Stahl.

Die Zahl der Menschen in der Arbeitskette ist unlösbar miteinander verbunden. Maschinen, Technik und moderne Organisation haben die Arbeit an vielen Stellen erleichtert. Dafür ist die Verantwortung, die dadurch auf dem einzelnen ruht, größer geworden. Ein Versagen wiegt schwerer mit seinen Folgen. Niemand darf sich entschuldigen: Was kommt's auf mich an! Jeder muß sich noch bewußter als ein Glied in der Kette empfinden. Denn auch für unsere Arbeit gilt der Satz: Jede Kette ist nur so stark wie ihr schwächstes Glied. Die Anforderungen, die tagtäglich an uns gestellt werden, haben die Arbeitskette stark angespannt. Sorgen wir dafür, daß sie nicht reißt . . .

Ein Kettenglied, das brüchig geworden ist oder schwache Stellen aufweist, muß beizeiten umgeschmiedet werden. Man kann es nicht schonen, wenn man von der ganzen Kette Festig- und Zuverlässigkeit verlangt. Prägen wir uns darum den Satz ein:

Jede Kette ist nur so stark wie ihr schwächstes Glied!



BETRIFFT UNS NICHT . . .

würden die beiden Nilpferde grunzen, wenn sie Menschen wären und sich durch diese Zeilen angesprochen fühlten. Nilpferde haben von Natur aus ein schwerfälliges Gemüt und ein dickes Fell . . .

Es soll aber auch Menschen geben, die den Nilpferden im Wesen nicht unähnlich sind; die sich ähnlich gleichgültig und teilnahmslos verhalten, wenn es sich nicht um ihr Wohlergehen und um ihren eigenen Vorteil handelt. Das sind die Gleichgültigen, Gedankenfaulen, Gewohnheitsträger, von denen man mehr als einmal zu hören bekommt: *Betrifft mich nicht* . . .

Es ist erschreckend, zu sehen, wie sich die Gleichgültigkeit unter den Menschen in unseren Tagen mehr und mehr breitmacht. Fünf Menschen verbrennen in einem verunglückten Fahrzeug auf der Autobahn. Hundert andere sehen zu, ohne eine Hand zu rühren. Zwei Omnibusfahrer sollen dabei sogar die Herausgabe ihrer Feuerlöscher verweigert haben. — Ein Mensch, von Krämpfen befallen und zusammengebrochen, liegt vier Stunden hilflos in einer Toreinfahrt neben einer belebten Straße. Ungezählte gehen vorüber. Ungezählte blicken hin. Keiner hilft. — Solche Beispiele ereignen sich beinahe täglich. Sind wir so gefühllos geworden? Vielleicht hat es einen anderen Grund. Wir bilden uns viel ein auf unsere technische und bürokratische Vollkommenheit. Wir haben eine Feuerwehr, eine Polizei, haben Krankenwagen, Unfallstationen, staatliche Fürsorgeeinrichtungen — alles funktioniert bestens in unserer Gesellschaft. Für alles und jedes ist eine Stelle

„zuständig“. Und in diesem Zustand der geregelten Zuständigkeiten kann sich das wertvolle Ich bequem, unbehelligt und unberührt hinter sein „Betrifft-mich-Nicht“ zurückziehen.

Sehen wir uns doch mal auf unserem Werk, in unserer Nachbarschaft um! Es braucht ja nicht gerade zu sein, daß ein Arbeitskamerad verunglückt, daß sich jemand in unmittelbarer Lebensgefahr befindet, daß etwas in Flammen steht. Es genügt schon, daß sich ein anderer mit einer schweren Last abplagt. Schauen wir geflissentlich weg, anstatt ihm beizuspringen? Ein Neuer kommt mit seiner Arbeit nicht zurecht. Machen wir uns lustig über ihn, anstatt ihm den richtigen Griff zu zeigen? Machen wir einen Bogen um den Ziegelstein, der auf der Straße liegt, anstatt ihn wegzuräumen? Wie war es mit der Öllampe, auf der leicht einer hätte ausrutschen können? Dem hervorstehenden Nagel? Dem umgefallenen Fahrrad? Dem offengebliebenen Schutzgitter? Der nicht abgesperrten Druckluftleitung? Dem versehentlich nicht ausgeschalteten Strom? Der vergessenen Frühstückstasche im Omnibus?

Hundert Kleinigkeiten an einem einzigen Arbeitstag. Hundert Dinge, für die wir eigentlich nicht „zuständig“ sind. Und an denen wir, indem wir uns zum Handeln aufgerufen fühlen, beweisen können, daß wir denkende, hilfsbereite und verantwortungsbewußte Menschen sind und keine — Nilpferde.

**Geht der Gleichgültigkeit zu Leibe!
Macht eure Augen auf!**

Im Eisenwerk

Gewißlich ist der Herr an diesem Ort,
und ich wußte es nicht.

I. Moses 28, Vers 16

Einige Männer in schweißgebleichten blauen Kutten arbeiten unten am Hochofen und entfesseln das fließende Eisen. Fließendes Eisen ist an sich etwas Eigenes und überrascht, so oft man es sieht; hier aber kommt es als langer, doppelter Bach mit einer Art natürlicher Unerlöschlichkeit herausgeronnen, ein Bach, wie aus einem geträumten Jenseits voll unsagbar glänzender Glut. Man weiß, daß jeder Schritt in diesen Bach den Tod bedeutet und fühlt die beständige Lebensgefahr der Blaugekleideten, bei denen jede kleine Unvorsichtigkeit sich so unvergleichbar härter rächt als bei den Menschen harmloserer Berufe. Für uns alle stehen diese Blaugekleideten am Fuße des feurigen Ofens, denn unsere Kultur quillt aus dem Loch, das sie mit ihren Stangen öffnen und schließen. Sie sind die Türhüter der Maschinenzeit, und doch sind sie selbst nur Knechte dieser Zeit, deren Glanz an ihnen vorübergleitet wie der brennende Bach. Wieviel solcher und ähnlicher Leute umstehen das Eisen, bis es zur Stahlfeder wird, mit der ich schreibe!

Diesen Leuten sagt der Prediger am Sonntag in der Kirche: Alle Berufsarbeit ist Gottesdienst! Sie glau-

ben ihrerseits, daß alle Berufsarbeit Herrendienst sei, denn nur als Herrendienst und nie als freies, selbstge- suchtes Schaffen kennen sie die Arbeit. Immer waren und blieben sie ersetzbare, wechselnde Einzelkräfte, die man wegschickt oder heranholt, wie es gerade sich findet. Das Dauernde, Bleibende sind die Hochofen in ihrer glühenden Majestät, das Kommende und Gehende sind die Menschen, die ihnen dienen. Was den einzelnen mit dem Hochofen verbindet, ist der Lohn, nur der Lohn. Diesen Leuten also sagt der Geistliche: Euer Beruf ist Gottesdienst! Hat er recht, so zu ihnen zu sprechen?

Der Gott, dem der Mann am Hochofen dient, sieht etwas anders aus als der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Jener Gott der Hirten war ein friedevoller Vater: Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser, er erquicket meine Seele! Auch der Gott im feurigen Busch, den Moses sah, war anders. Was hat die wildblodernde Flamme in der Wüste mit diesen organisierten Gluten zu tun? Dem Mann am Hochofen aber wird man nur dann sagen dürfen, daß er Gott dient, wenn man sich mit ihm darüber verständigt, daß in seinen Flammen ein göttlicher Weltplan verborgen liegt. Er kann Gott am Hochofen nur dann dienen, wenn er sich die ganze moderne Technik als Ausfluß göttlichen Waltens vorstellt. Ist die Technik nicht von Gott und zu Gott, dann kann man in der Technik nicht fromm sein, dann wird die Frömmigkeit im besten Falle eine Familienerinnerung, die neben der Arbeit hergeht und die den Menschen in seinem Kern nicht mehr ergreift. Wie aber ist es möglich, daß der Blaugekleidete gelegentlich in seiner Arbeit die Empfindung hat, die der Hirte auf sonniger Halde so leicht bekommt: Gott ist gegenwärtig? Ein altes merkwürdiges Wort sagt, daß Gott seine Engel zu Winden macht und seine Diener zu Feuerflammen. Das heißt für uns: Dort, wo die Hirten Engel sahen, sehen wir gewaltige Naturkräfte. Diese Naturkräfte werden dem Reiche Gottes unter den Menschen dienstbar, wenn sie in feste Bahnen gezwungen werden. Die Gluten und Gebläse müssen mithelfen, daß es besser wird unter den Menschen, sie sind Urkräfte einer neuen Zeit. Als solche müssen sie geglaubt werden, denn noch liegt die neue Zeit, die aus der Technik geboren wird, im Schoße der Zukunft. Noch hat sie ihren Segen nicht enthüllt. Aber nur in diesem Glauben kann überhaupt die Arbeit in der Technik einen religiösen Wert bekommen. Wir müssen glauben, daß Gott nicht nur in den Wolken des Sinai vor Zeiten gewohnt hat, sondern daß er in dem Hochofen nicht weniger allgegenwärtig ist als im Hain Mamre. Gott ist im modernen Getriebe. Wenn er es nicht ist, dann hat es keinen Zweck, ihn vor den Menschen zu verkündigen, deren ganzes Leben an Bäche fließenden Eisens gepflanzt ist.

Geschrieben im Jahre 1906 von Friedrich Naumann, dem bekannten liberalen Pastor und Politiker.

Ruhrgebiet — Schmelztiegel Europas

Da war ein römischer Feldhauptmann, ein schwarzer Kerl, braun wie 'ne reife Olive, der hat einem blonden Mädchen Latein beigebracht. Und dann kam ein jüdischer Gewürzhändler in die Familie, das war ein ernster Mensch, der ist noch vor der Heirat Christ geworden und hat die katholische Haustradition begründet. Und dann kamen ein griechischer Arzt dazu oder ein keltischer Legionär, ein Graubündener Landsknecht, ein schwedischer Reiter, ein Soldat Napoleons, ein desertierter Kosak, ein Schwarzwälder Flößer, ein wandernder Müllersbursch vom Elsaß, ein dicker Schiffer aus Holland, ein Magyar, ein Pandur, ein Offizier aus Wien ein französischer Schauspieler, ein böhmischer Musikant — das hat alles am Rhein gelebt, gerauft, gesoffen und gesungen und Kinder gezeugt — und — und der Goethe, der kam aus demselben Topf, und der Beethoven und der Gutenberg und der Matthias Grünewald und -- ach was, schau im Lexikon nach. Es waren die Besten, mein Lieber! Die Besten der Welt! Und warum? Weil sich die Völker dort vermischen haben: Vermischt — wie die Wasser aus Quellen und Bächen und Flüssen, damit sie zu einem großen, lebendigen Strom zusammenrinnen. Vom Rhein — das heißt: Vom Abendland.

Aus Carl Zuckmayer: „Des Teufels General“

Wenn wir heute fragen: „Woher stammst du?“ oder „Was bist du für ein Landsmann?“, so wird man meistens hören: „Aus Dortmund“, „aus Wanne“ oder „aus Gelsenkirchen“. — Vor einigen Jahrzehnten hieß das noch: „Aus dem Hunsrück“, „aus Westpreußen“, „aus Oberschlesien“. — Das Land zwischen Ruhr und Emscher wurde Heimat für Tausende, die in der Zeit des Aufblühens der Industrie eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen hier suchten und fanden. Wie man den Rhein die Kelter Europas nennt, so wurde das Ruhrgebiet zum Schmelztiegel Europas, zur Geburtsstätte eines neuen Menschenschlages, des ruhrländischen Menschen.

Gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts setzte die Völkerwanderung ins Ruhrgebiet ein. Es begann, als man gerade gelernt hatte, Koks zur Verhüttung des Eisens zu verwenden. Das war die Geburtsstunde der Ruhrindustrie. Seither ist der Zug derjenigen, die dem Industriesog folgten, nicht mehr abgerissen. Das Revier nahm sie alle auf. Zuerst kamen die Zuwanderer aus der Eifel, dem Hunsrück und dem Westerwald. Sie bildeten zusammen mit den Alteingesessenen, zumeist Bauern und ländlichen Handwerkern aus dem Landstrich zwischen Emscher und Ruhr, gewissermaßen den Stamm der Ruhrgebietsbevölkerung. Dann kamen die Leute aus

dem Osten hinzu. Die ersten, die damals kamen, so um 1870, waren Schlesier aus dem Waldenburger Bergland. Danach kamen Oberschlesier. Ihnen folgten West- und Ostpreußen. Aber nicht alle, die ins Ruhrgebiet strömten, waren deutsch: Polen, Italiener und Holländer kamen zu Tausenden. Das Revier hat sie verdaut, genauso, wie es sich in unseren Tagen die Hunderttausende einverleibt, die ein politischer Unverstand aus der angestammten Heimat vertrieb.

Alle, die sich im Laufe der Jahrzehnte einfanden, um Bergleute zu sein, um an den Hochöfen oder Walzenstraßen zu arbeiten, in der Stahlverarbeitung zu wirken oder am Aufschwung der chemischen Industrie teilzunehmen, alle diese vermischten sich mit denen, die schon im Land zwischen Lippe und Ruhr saßen. Im Jahre 1835 betrug die gesamte Einwohnerschaft des heutigen rheinisch-westfälischen Industriegebietes rund 400 000 Menschen. Bis zum Jahre 1870 verdoppelte sich diese Zahl. 1910 waren es schon dreieinhalb Millionen Menschen, und 40 Jahre später, 1950, waren weitere anderthalb Millionen hinzugekommen. Aus 400 000 Menschen waren fünf Millionen geworden. All diese Menschen haben im Ruhrgebiet nicht nur Beschäftigung, sondern eine Heimat gefunden, in der sie nicht nur arbeiten, sondern auch leben, die sie sogar lieben.

In wenigen Generationen wurde aus all jenen Menschenströmen, die dem Revier zuflossen, ein neuer: der ruhrländische Mensch. Heute ist das Ruhrvolk vielfältig versippt, nicht etwa ein Volk von durcheinanderlaufenden Fremdlingen, sondern längst ein in sich geschlossenes Industrievolk. Ein Menschenschlag, der nach vorne schaut, in die Zukunft, ohne nennenswerte Tradition, aber dennoch unvorstellbar reich ist, wenn man den vorangestellten Worten Carl Zuckmayers Glauben schenkt.

K. H. S.



Die Anordnung von Vorgerüsten bei Breitbandstraßen

Bei der Hoesch-Westfalenhütte wird schon seit vielen Jahren Breitband erzeugt, also Material von über 600 mm Breite, welches entweder in Form von Bündeln oder nach Durchlaufen einer Scherenlinie als Blech an die verschiedenartigsten Verbraucher verkauft wird. Bis heute wird dieses Breitband in einer Anlage ausgewalzt, welche neben den Walzwerksofen aus einer Duo-Vorstraße und einem Steckel-Fertiggerüst besteht, wobei das Reversier-Duo sowohl die Verformung der vom Stahlwerk gelieferten Rohbramme zur Vorbramme als auch nach der Wiedererwärmung in einem 3-Zonen-Stoßofen von der Vorbramme zum Vorstreifen übernehmen muß. Die weitere Walzung auf die vorgesehene Endstärke wird in der Steckelstraße, einem Reversier-Quarto mit je einem Warmhaspel vor und hinter dem Gerüst, durchgeführt, wobei im Anschluß an den Auslaufrollgang das Breitband auf einem Unterflurhaspel zum Bündel gewickelt wird.

Durch den immer größer werdenden Bedarf des eigenen Kaltwalzwerkes, der Rohrwerke und nicht zuletzt der Blechverbraucher sah sich die Westfalenhütte 1955 veranlaßt, in umfangreiche Untersuchungen über die Erweiterung der Bandkapazität einzutreten. Dabei war man sich von Anfang an klar, daß dieser Schritt zu einem anderen Verfahren, der voll- oder halbkontinuierlichen Walzung, führen mußte, weil

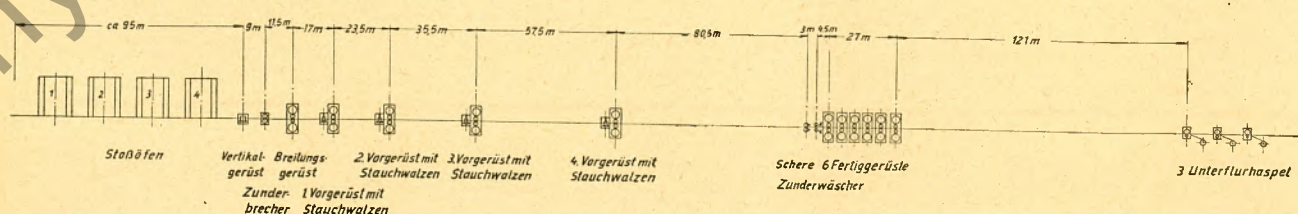
mit dem Steckelverfahren, auch in seinen verschiedenen Variationsmöglichkeiten, das Produktionsziel nicht erreicht worden wäre.

Die kontinuierliche Breitbandwalzung hat seit 1930 in den Vereinigten Staaten einen unerhört steilen Aufstieg genommen, und diese Entwicklung hat sich auch nach dem zweiten Weltkrieg in Europa durchgesetzt. Gerade diese Tendenz verlangte aber eine Planung, die im Endausbau der neuen Anlage eine große Walzkapazität vorsah, andererseits den Gegebenheiten der Hütte Rechnung tragend, diesen Ausbau stufenweise ermöglichte.

Wenn wir in Abb. 1 eine der modernsten vollkontinuierlichen Straßen (Fairless Works) betrachten, zeigt sich, daß mit der Forderung nach schweren Bündelgewichten immer mehr Gerüste in der Vorstraße notwendig werden. Nachdem auf jedem Gerüst nur ein einziger Stich ausgeführt wird, wobei das Vorband frei auslaufen muß, erfordert diese Entwicklung eine immer größer werdende Gesamtlänge der Walzstraße. Sie ist bei den Fairless-Werken, gemessen zwischen Stoßofen 1 und dem letzten Haspel, etwa 490 m.

Aus der Art der Anlage ist erkennbar, daß man schon in der ersten Baustufe die gesamte Vorstraße errichten muß, weil jede vorläufige Verminderung der

Abb. 1



Kontinuierliche-80"-Breitbandstraße (1953)

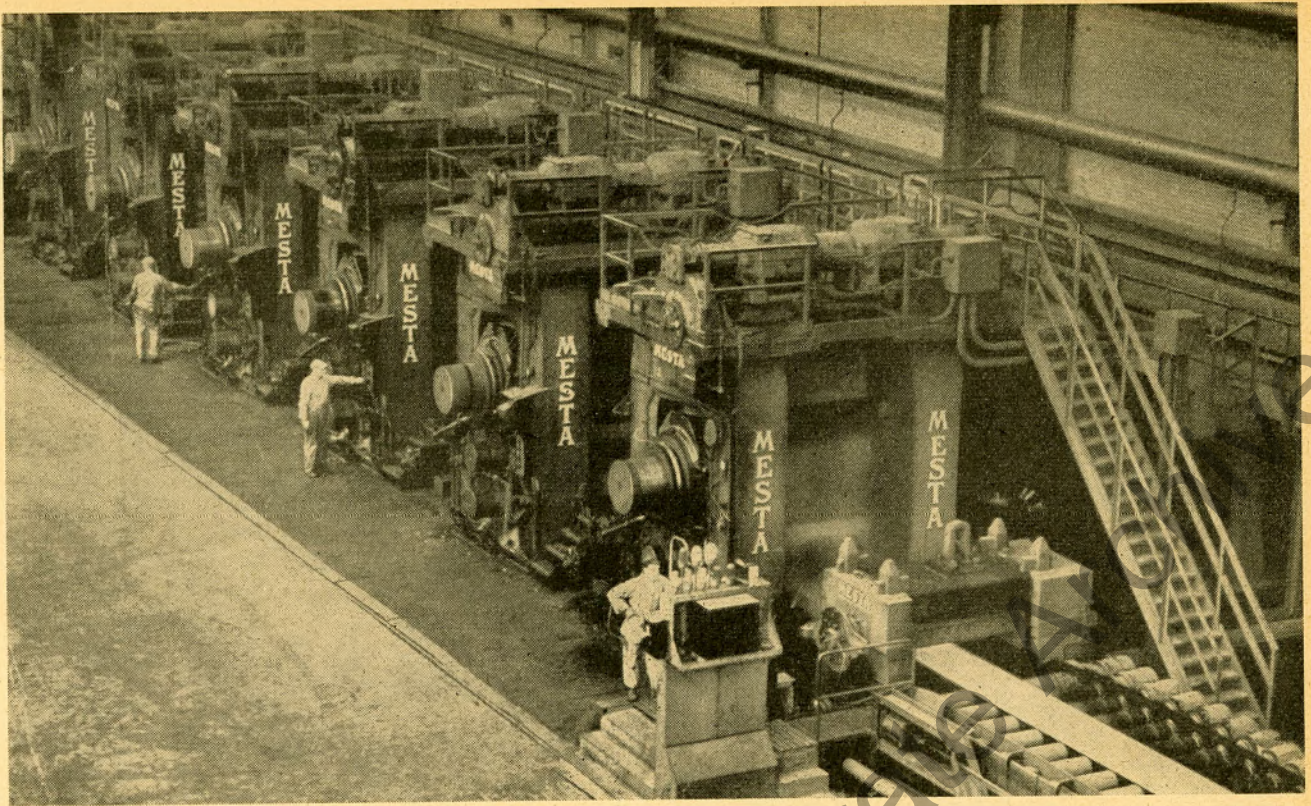


Abb. 2

Gerüstanzahl automatisch auch ein Absinken des Bundgewichtes mit sich bringt. Zur Fertigstraße (Abb. 2) ist im allgemeinen zu sagen, daß sie normalerweise mit sechs Gerüsten ausgeführt wird, die meistens in einem Abstand von 5,5 m hintereinander stehen und das Band gleichzeitig verformen. Es ist natürlich am Anfang möglich, mit vier oder fünf Fertigerüsten zu beginnen, im Endzustand haben sich aber immer sechs Gerüste als die beste Lösung erwiesen.

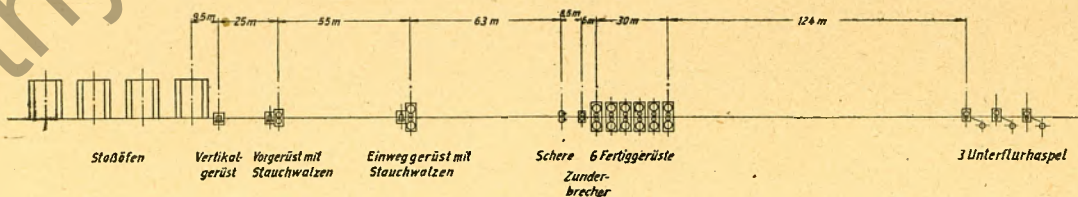
Halbkontinuierlich

Durch die obenangeführten Gründe wurde also das Hauptaugenmerk bei unserer Planung nicht einem

voll-, sondern einem halbkontinuierlichen Walzwerk gewidmet. Die Forderungen für diese Straße konnte man klar formulieren, und zwar mußte eine Anlage geschaffen werden, bei der die finanzielle Belastung für die erste Baustufe innerhalb vorgegebener Grenzen liegen sollte, die aber trotzdem die heute üblichen schweren Bunde bei einwandfreier Qualität liefern konnte. Außerdem mußte es auf jeden Fall möglich sein, die am Anfang natürlich beschränkte Kapazität später durch Zubauten so auszuweiten, daß die Leistungsfähigkeit einer vollkontinuierlichen Anlage erreicht wird.

Dafür wurden zwei Typen von Halbkonti-Straßen untersucht, wobei der eine Plan in seinen Grund-

Abb. 3



48"- Breitbandstraße der Tenn. Coal Iron R.R. Co (1948)

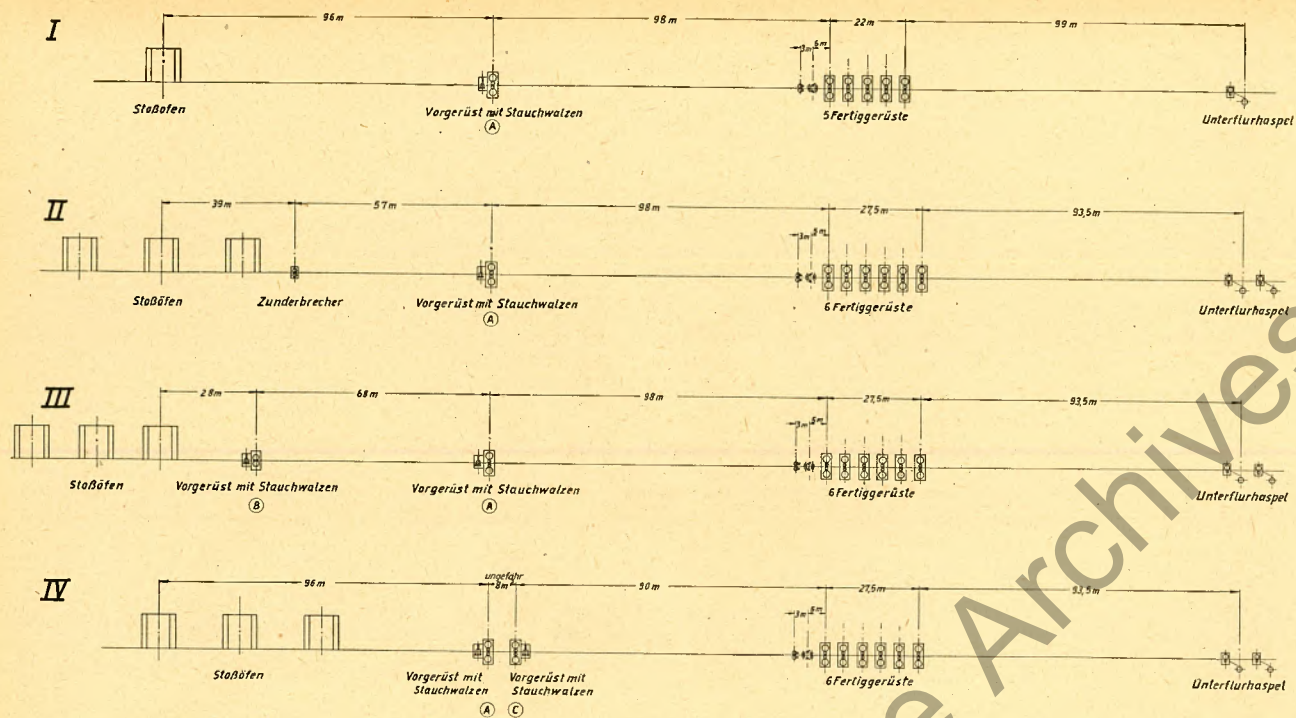
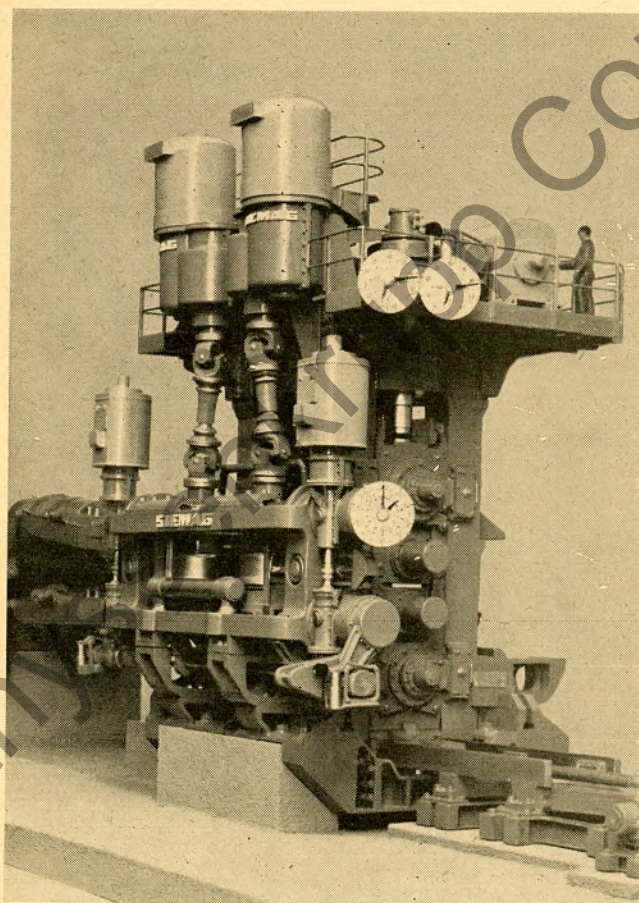


Abb. 4

Abb. 5



zügen einem Walzwerk glich, wie es 1948 bei der Tennessee Coal, Iron and RR. Co. in Fairfield, USA (Abb. 3), in Betrieb genommen wurde, der andere hatte sich mit der Standardausführung — wie in Abb. 4/II dargestellt — zu befassen.

Bei der TCA besteht die Vorstraße, neben verschiedenen Stauchgerüsten, aus einem Duo-Reversiergerüst und einem Quarto-Einweggerüst. Auf der Reversierstraße können drei, fünf oder sieben Stichverfahren werden, auf dem Einweg-Quarto wird nur ein einziger Stich in immer derselben Richtung gewalzt, wobei das Walzgut sich nie gleichzeitig in beiden Gerüsten befindet. Wenn diese Vorstraße nicht hinter der Leistungsfähigkeit der Fertigstaffel zurückbleiben soll, dürfen auf dem Reversiergerüst nur drei Stiche, also mit dem Einweg-Quarto insgesamt vier Stiche, gewalzt werden. Dementsprechend ist auch bei dieser Anordnung das Bundgewicht bei einer bestimmten Kapazität beschränkt, oder man muß die Zahl der Einweggerüste auf zwei oder drei vergrößern. Es zeigt sich aber schon bei einem Einweg-Quarto, daß der Abstand vom Reversiergerüst, und nur dieses sollte ja am Anfang gebaut werden, zur Fertigstraße so groß wird, daß das Temperaturproblem die Lösung für die erste Stufe als sehr zweifelhaft erscheinen ließ.

So machen wir es

Wir wollen uns daher dem anderen Typ, wie er schließlich nach all diesen Überlegungen auch bei der Hoesch-Westfalenhütte zur Ausführung gewählt wurde, zuwenden und dabei besonders dessen Erweiterungs-fähigkeit aufzeigen.

In Abb. 4/I ist die jetzt im Bau befindliche Stufe mit einem schweren Reversier-Quarto „A“ und mit fünf Fertigergerüsten dargestellt.

Normalerweise werden auf diesem Quarto (Abb. 5), welches mit einem sehr kräftigen Stauchgerüst kombiniert ist, fünf Stiche für die Walzung Vorbramme auf Vorband gebraucht. Dann läuft der Vorbandstreifen in die fünf-, später sechsgerüstige Fertigstraße ein, um dort auf die vorgeschriebenen Endstärken verformt zu werden. In Abb. 4/II ist gezeigt, daß es später ohne weiteres möglich ist, vor dieses Gerüst „A“ noch einen Zunderbrecher zu setzen, so daß dadurch der Standardtyp einer halbkontinuierlichen Straße entsteht. Beiden Ausführungen ist aber gemeinsam, daß das Reversier-Quarto „A“ bei genügender Stoßofenkapazität den Engpaß in der Erzeugung bildet, weil die nachgeschalteten Anlagen der Fertigstraße, der Haspel und des Bundtransportes, eine höhere Produktion aufnehmen können.

Um diesen Nachteil auszuschalten, wurde bei der Planung im Jahre 1955 auch eine Lösung vorgesehen, bei der anstatt eines Zunderbrechers im Abstand von 68 m vor dieses erste Reversier-Quarto „A“ noch ein zweites Reversiergerüst „B“ gesetzt werden kann (Abb. 4/III), wobei dann im Normalfall auf jedes Gerüst nur drei Stiche entfallen. Nachdem jeder Stich frei auslaufen kann, eine gegenseitige Behinderung also nicht eintritt, würde die Stückfolgezeit nur durch die Dauer der drei längeren Stiche am Reversier-Quarto „A“ bestimmt. Man gewinnt also durch diese Art der Walzung so viel Zeit, daß die Vorstraße bei den vorgesehenen Bundgewichten in keinem Fall mehr den Engpaß darstellt und die maximale Bandproduktion allein vom möglichen Durchsatz der Fertigstraße abhängt. Damit ist praktisch die Leistung einer vollkontinuierlichen Anlage erreicht, wobei die dort verwendeten vier bis sechs Einweggerüste durch zwei Reversiergerüste ersetzt werden. Wie schon erwähnt, ist es aber notwendig, daß beide Reversierstraßen sich gegenseitig in der Arbeit nicht behin-

dern, und durch die Erfüllung dieser Forderung wird in unserem Falle die Mindestentfernung zwischen dem letzten Stoßofen und der Fertigstraße etwa 190 m. Man kann aber auch den Abstand zwischen beiden Reversiergerüsten so verkürzen, daß der Walzstreifen zugleich durch beide Walzenpaare verformt wird. Der Vorteil dieser Anordnung (Abb. 4/IV) liegt in einer Verringerung der obengenannten Gesamtentfernung um 50 bis 60 m. Dementsprechend würden bei unserem Projekt die Gleichstromarbeitsrollgänge verkürzt und dafür zusätzlicher Platz für den Bau von Stoßöfen frei werden. Es muß also eine Anlage geschaffen werden, bei der in drei Durchgängen (zweimal vorwärts, einmal rückwärts) die Vorbramme zum Vorband gewalzt wird. Nachdem bei jedem Durchgang zwei Walzenpaare zum Eingriff kommen können, würde ja diese Art der Walzung sechs normalen Stichen auf einem einzelnen Gerüst entsprechen. Es besteht also belastungsmäßig ohne weiteres die Möglichkeit, beim ersten Vorwärtsstich, wo man eventuell noch mit starken Resten von Ofenzunder rechnen muß, das Gerüst „A“ etwas aufzufahren und mit geringerer Stichabnahme als Zunderbrecher zu betreiben.

Dabei sind die Schwierigkeiten nicht zu verkennen, die sich aus der Tandemwalzung des verhältnismäßig starken, teilweise verzünderten Materials, praktisch ohne Zwischenschaltung einer Schlinge, also nicht mit der bei Fertigstraßen sonst üblichen Methode, ergeben.

Diese Walzbedingungen bei gleichzeitiger Verformung an zwei Stellen sind theoretisch schwer erfaßbar bzw. kaum aus der Berechnung in den praktischen Betrieb zu übertragen, wobei auf jeden Fall die Forderung auf Zugfreiheit zwischen beiden Gerüsten erfüllt werden muß. Wird dieses nicht erreicht, ist sicherlich mit unkontrollierbaren Schwankungen der Bandbreite zu rechnen.

Wir glauben aber, daß es durch die Entwicklung der Steuerungs- und Regeltechnik möglich ist, das Problem der Reversier-Tandemwalzung einwandfrei zu lösen. Erforderlich ist, daß sowohl die Stichabnahmen als auch die Geschwindigkeiten der beiden Gerüste automatisch aufeinander abgestimmt und gesteuert werden.

Wladika

Wohnungen werden gebaut



Bilder oben und unten: So sieht das Gelände heute aus.
Nebenstehend: So wird das Gelände bebaut

Trotz aller Bemühungen staatlicher Stellen ist auch heute noch die Wohnungsnot von recht erheblicher Bedeutung. Obwohl unser Werk viele Millionen aufgewandt hat, um der wohnungsuchenden Belegschaft zu helfen, ist eine Beseitigung dieser Not, die durch Kriegs- und Kriegsfolgeerscheinungen entstanden ist, leider noch nicht möglich gewesen. Neben vielen Einzelobjekten, die jetzt im Bau sind, und neben einer auch jetzt wieder im Bau befindlichen Siedlungsmaßnahme ist erstmalig an einer Stelle eine große geschlossene Wohnsiedlung begonnen. Unsere Wohnungsbaugesellschaft „Westfalia“ errichtet in unserem Auftrag und mit unserer finanziellen Unterstützung fast 300 Wohnungen in Eving „An der Westfalenburg“ (Ecke Bornstraße/Derner Straße).

Ein Hauptvorteil der Lage dieses Geländes besteht darin, daß die Arbeitsstätte ohne Inanspruchnahme öffentlicher Verkehrsmittel gut erreichbar ist.

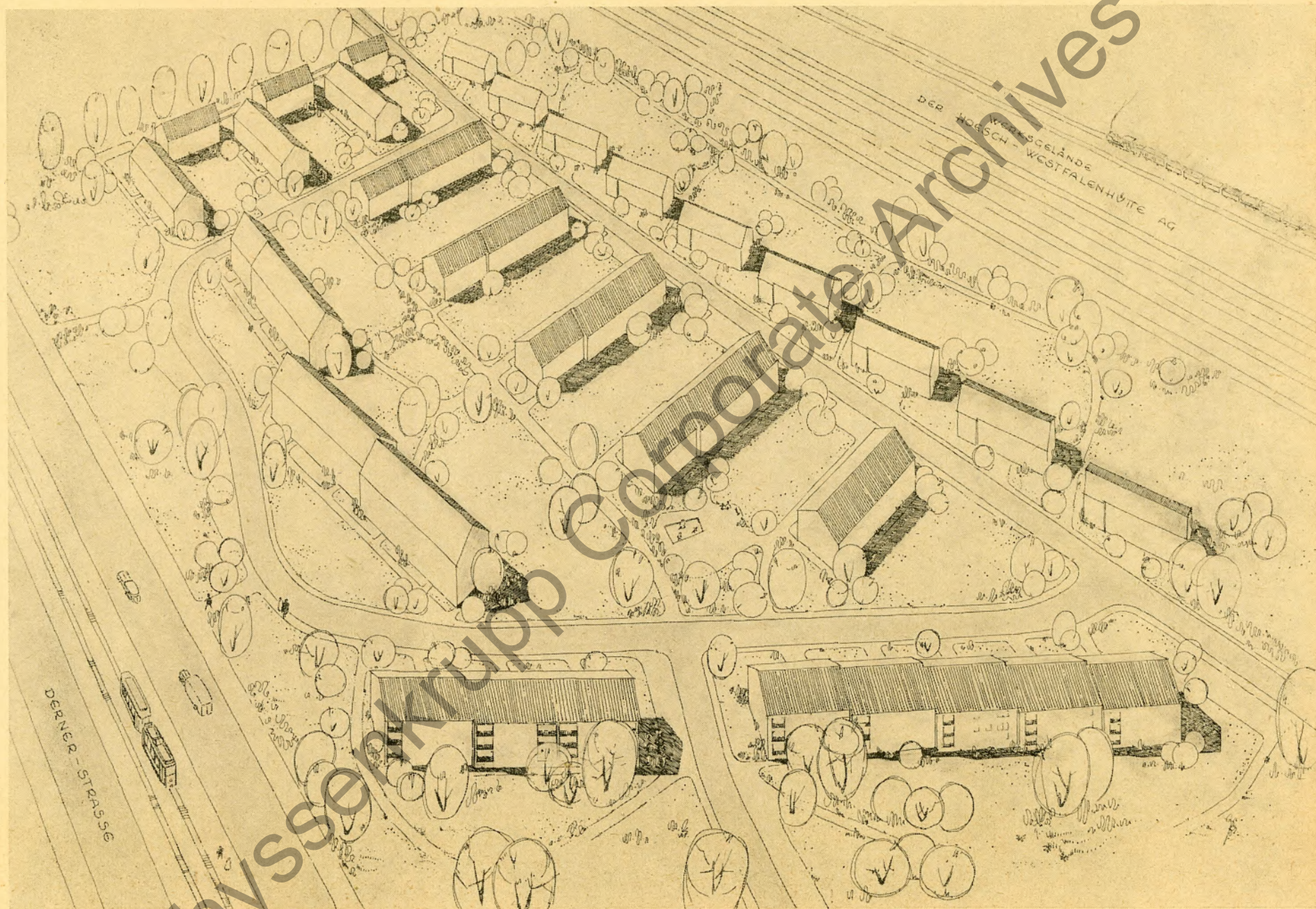
Die Errichtung von 300 Wohnungen stellt zwar in unserem jährlichen Wohnungsbeschaffungsprogramm nichts Besonderes dar, nur wird hier erstmalig in diesem Umfange eine bisher nicht erstellte geschlossene Wohnsiedlung gebaut. Diese Baumaßnahme unterscheidet sich von unserer Werksiedlung („Franz-Zimmer-Siedlung“) in Kirchderne, die im wesentlichen Eigentümshäuser enthält, dadurch, daß hier nur Mietwohnungen errichtet werden. Die Wohnungen wer-

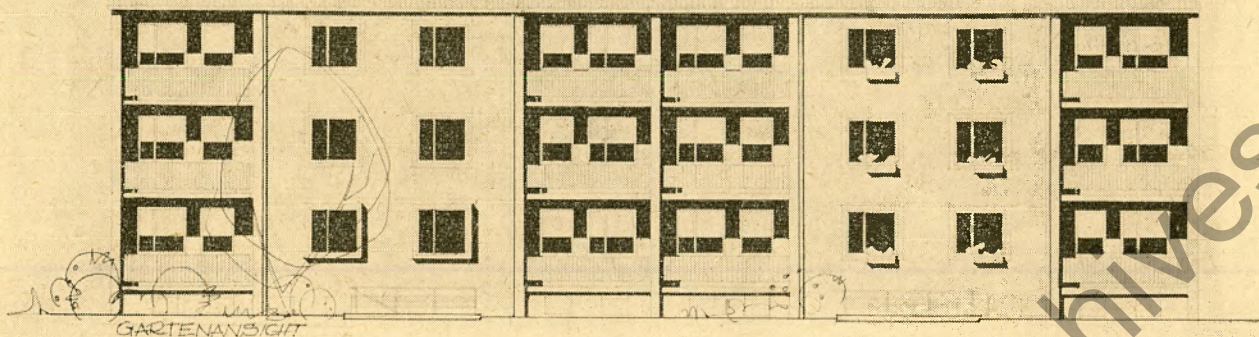
den in nur zwei- und dreigeschossiger Bauweise erstellt. Auch die Grundrißlösungen sind sehr ansprechend und neuzeitlich gehalten. Selbstverständlich ist es schon geworden, daß jede Wohnung ein eingerichtetes Bad erhält. Die Häuser selbst werden in schöne Grünflächen eingebettet, Kinderspielplätze sind dabei ebenfalls vorgesehen. Leider haben die erheblich gestiegenen Baukosten sich sehr ungünstig auf die Mietpreisbildung ausgewirkt. Trotzdem wird hier versucht, durch besonders hohe zinslose Werksmittel eine tragbare Miete zu ermöglichen.

Wer an Ort und Stelle den emsigen Betrieb sieht, kann sich nur freuen über das, was sich hier tut, und insbesondere auch über den guten Fortschritt beim Bau dieser Häuser.

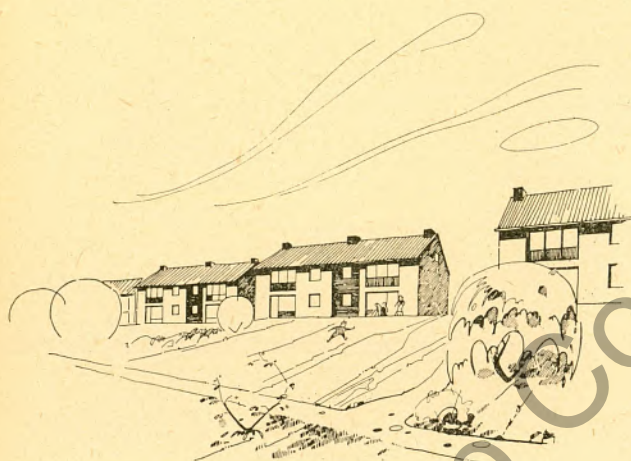
Nur wenige wissen, welcher Bemühungen es bedurfte, um dieses schon vor Jahren geplante Projekt zu verwirklichen. Dank Unterstützung der zuständigen Behördenstellen konnte erreicht werden, daß dieses Gebiet, das größtenteils nicht für die Bebauung vorgesehen war, doch noch hierfür freigegeben wurde. Besondere Schwierigkeiten entstanden u. a. auch noch bei der Lösung der Entwässerungsfrage. Auf Veranlassung behördlicher Stellen mußte zunächst untersucht werden, ob eine Entwässerung über unseren großen neuerrichteten Betrieb in Kirchderne, die „Feineisenstraße“, möglich war. Ferner galt es, etwa





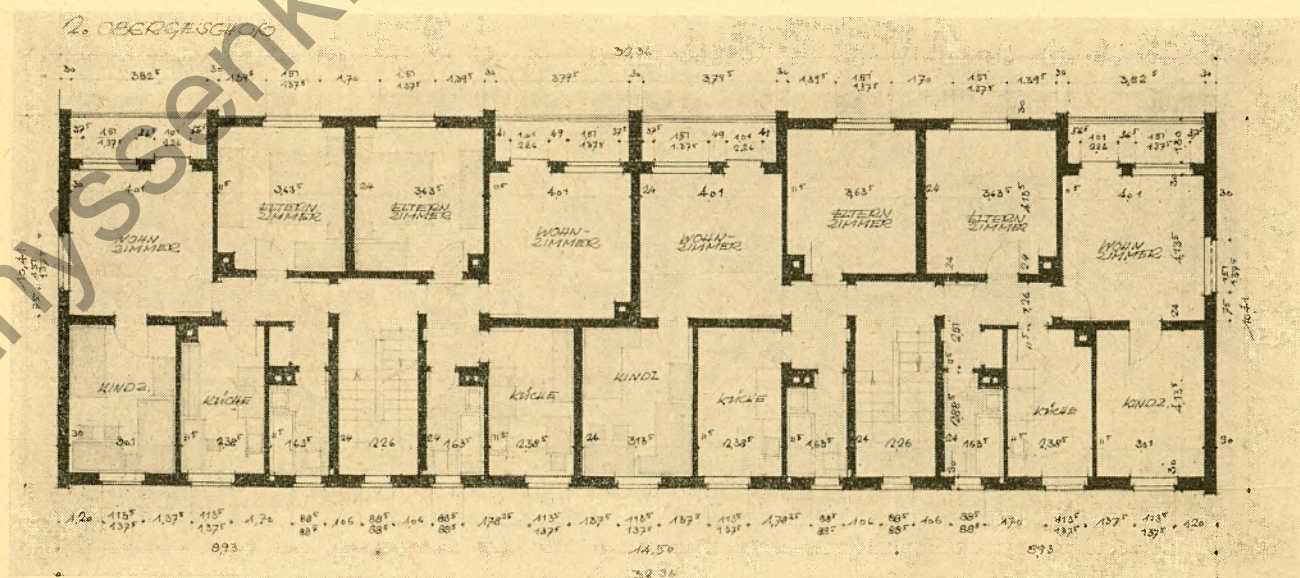


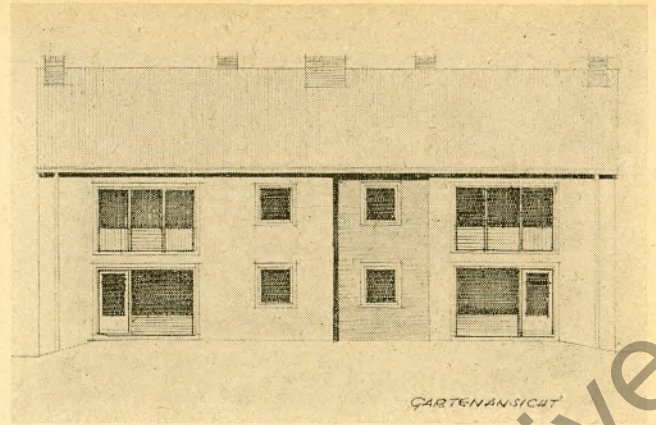
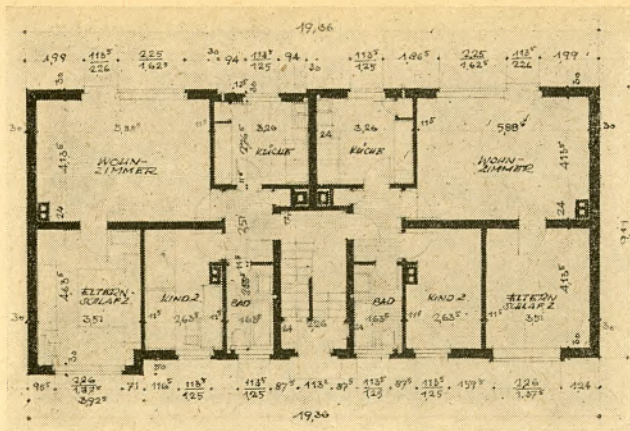
Ein Häuserblock mit (unten) dem Grundriß



100 Kleingärtnern und etlichen Mietern die Pacht- und Mietverhältnisse zu kündigen bzw. notwendigen Ersatz zu schaffen. Als diese und andere Probleme geklärt waren, blieb noch ein Problem zu lösen, das nicht das kleinste war: das Finanzierungsproblem. Nur wer mit den großen Finanzierungsschwierigkeiten der Nachkriegszeit vertraut ist, weiß, was es bedeutet, an einer Stelle und in einem Guß eine Wohnungsbaumaßnahme zu erstellen, die, von Grundstückskosten abgesehen, einen Aufwand von rund 6,5 Millionen DM an Bau- und Baunebenkosten erfordert. Auch diese Frage konnte dank großzügigster Bereitwilligkeit unseres Aufsichtsrates und Vorstandes und selbstverständlich mit tatkräftigster Unterstützung staatlicher Stellen gelöst werden. Die ersten Häuser können bereits in wenigen Wochen gerichtet werden.

Aus Anlaß dieser Darstellung darf noch etwas Besonderes gesagt werden: Bisher wurden von unserer





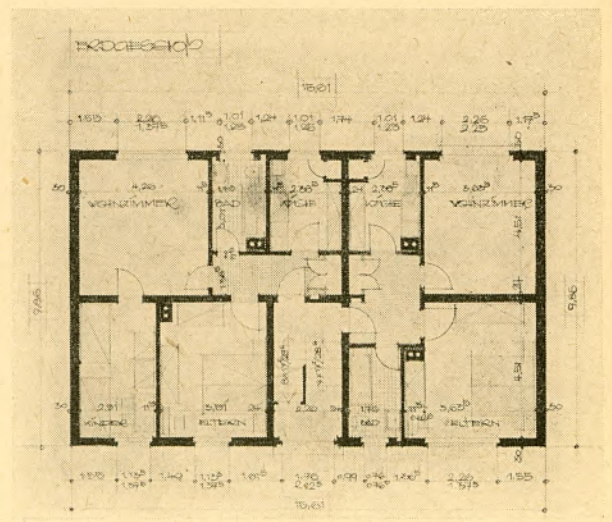
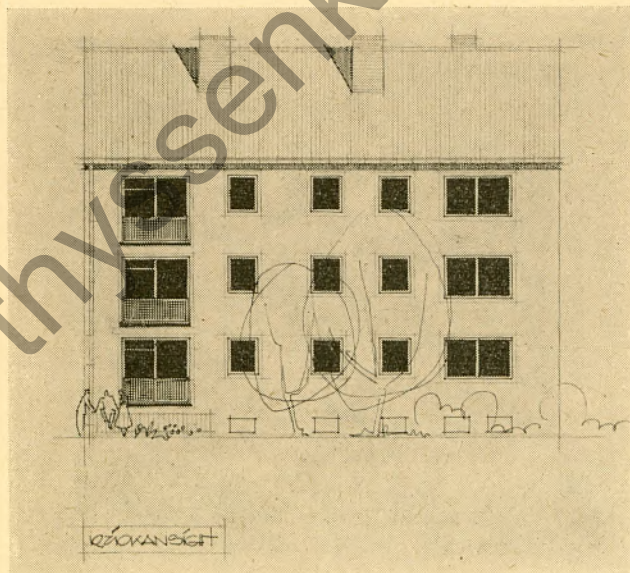
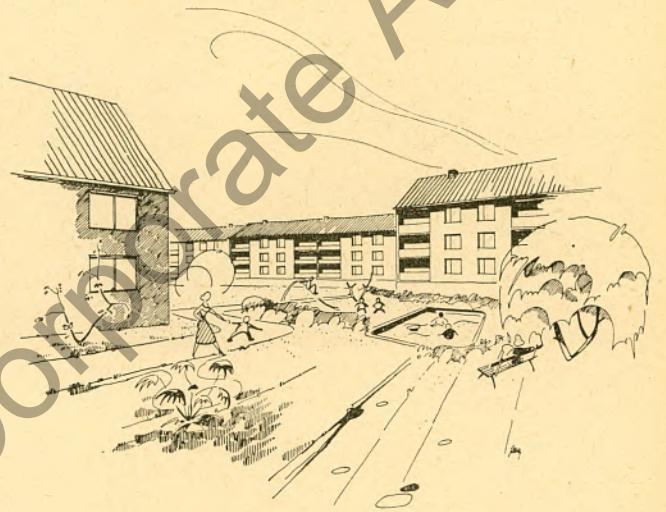
Ansichts- und Grundrißdarstellung von Häusern

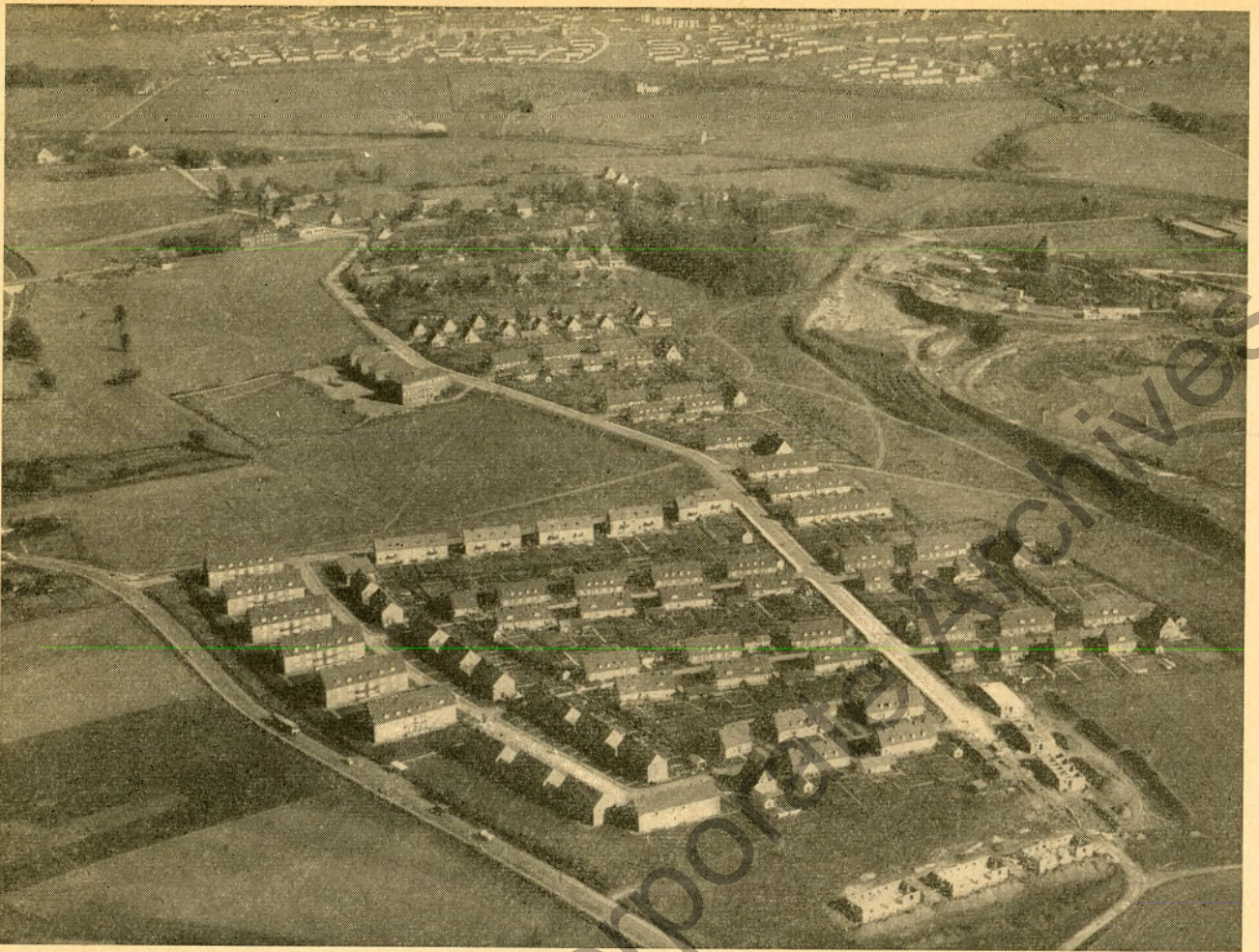
Hütte etwa 3500 Wohnungen finanziell gefördert und gebaut. Wenn man die Fläche, die jetzt an der Westfalenburg bebaut wird, zum Vergleich heranzieht, ergibt sich, übertragen auf den Gesamtwohnungsbau, daß eine Fläche, die etwa der Größe des im Hoeschviertel gelegenen Wohngebietes entspricht, bebaut worden wäre.

.. und Siedlerhäuser

In Kirchderne haben wir unsere Werkssiedlung. Daneben werden an vielen Stellen in der Umgebung Dortmunds Eigenheime und Siedlerstellen von Werksangehörigen errichtet, denen die Hütte ihre finanzielle Unterstützung zuteil kommen läßt.

Der Siedlungsbau ist bei der Hütte nur ein kleiner, aber beachtlicher Teil des Wohnungsbeschaffungsprogramms.





Unsere Franz-Zimmer-Siedlung mit (im Hintergrund) der MSA-Siedlung

Mit dem jetzt zu errichtenden Bauabschnitt von 14 Häusern (acht Siedlerstellen und sechs Eigenheime) ist unsere Werkssiedlung nach Westen abgegrenzt. Ein Rückblick zeigt, daß hier eine rege Siedlungstätigkeit entwickelt wurde und Jahr für Jahr Bauabschnitt auf Bauabschnitt folgte. Mit diesen 14 Häusern umfaßt die Siedlung bis jetzt 171 Häuser, nämlich 105 Siedlerhäuser und 66 Eigenheime. Wohnungsmäßig betrachtet, sind hinzuzurechnen 140 Einliegerwohnungen in diesen Häusern. Ferner sind in den an der Grenze der Siedlung zur Derner Straße gelegenen Häusern, die unsere Wohnungsbaugesellschaft „Westfalia“ errichtet hat, weitere 78 Mietwohnungen für Werksangehörige geschaffen. Damit umfaßt diese Werkssiedlung bisher 389 Wohnungen mit etwa 1200 bis 1300 Bewohnern. Mit diesem Bauabschnitt gehen unsere Bemühungen, neben großen Mietwohnungsprojekten auch in beachtlichem Umfange Eigenheime und Siedlerstellen zu schaffen, keineswegs zu Ende. Gemessen an den vom Werk bisher finanzierten etwa 3500 Wohnungen ist der Anteil der Wohnungen in der Werkssiedlung verhältnismäßig klein. Bereits in Kürze wird wieder ein

neuer Bauabschnitt auf dem östlich anschließenden Gelände gestartet.

Für das Werk und die Initiatoren dieses Siedlungsgedankens ist es immer wieder erfreulich, zu sehen, wie der einzelne Werksangehörige, der bisher irgendwo, vielleicht im Stadtkern, eine Mietwohnung innehatte, mehr und mehr mit seiner Scholle verwächst, wie er mit Lust und Liebe sich seinen neuen Aufgaben, die ihm Haus und Garten stellen, widmet.

Wir sehen diese Entwicklung auch deshalb gern, weil sie neuerdings eine zusätzliche Bedeutung erhalten hat: Mit der Einführung der verkürzten Arbeitszeit hat jeder Werksangehörige wesentlich mehr Freizeit als bisher. Diese Freizeit *richtig* zu gestalten, ist das Wichtigste. Hier bieten sich jedem Siedler reichliche Möglichkeiten ganz von selbst an. Der Siedler kann sich jetzt auch solchen Aufgaben an seinem Hause und in seinem Garten widmen, für die es ihm bisher an Zeit mangelte.

Der Siedlungsgedanke soll wie bisher vom Werk besonders gefördert werden, und wir glauben dabei auch der Unterstützung aller in Frage kommenden Stellen sicher zu sein.

Weber



An der diesjährigen Herbstfacharbeiterprüfung nahmen von unserer Hütte 40 Facharbeiterlehrlinge der Gruppe „Eisen und Metall“ teil. Der Maurer Erich Schmidt bestand die Prüfung mit Auszeichnung. Mit der Zensur „gut“ haben bestanden: der Bauschlosser Dieter Steffens, die Betriebsschlosser Hans-Udo Mütcher, Wolfgang Neuhoﬀ, Michael Schreiber, Bernhard Werp, der Maschinenschlosser Helmut Glöckner, die Werkzeugmacher Karl-Ernst Hantke und Rüdiger Schlieper, die Starkstromelektriker Joachim Calovini, Udo Göbel, Friedhelm Graf, Werner Krahn, Gisbert Mehning, Helmut Moogk, Helmut Pacholke, Karl-Heinz Schäfer, Reinhold Schütz und der technische Zeichner Dieter Braun.



Sie bestanden die Prüfung



Erich Schmidt

Insgesamt wurden folgende Noten erreicht, wobei der gute Durchschnitt bemerkenswert ist:

Fertigkeitsprüfung		Kenntnisprüfung	
Sehr gut	2	Sehr gut	5
Gut	22	Gut	22
Befriedigend	10	Befriedigend	9
Ausreichend	6	Ausreichend	4

Im Anschluß an die Freisprechungsfeier, die in der Industrie- und Handelskammer stattfand, unternahmen die neuen Facharbeiter eine Besichtigungsfahrt zu den Bädern Salzuflen und Oeynhausen.

Wir wünschen den jungen Kollegen viel Erfolg auf ihrem weiteren Lebensweg!



Der Betriebsrat gibt Bericht

In einer Versammlung der Vertrauensleute und in einer Belegschaftsversammlung erklärte Betriebsratsvorsitzender Wilhelm Steegmann u. a.:

Mir obliegt es, Rechenschaft über das letzte Quartal abzulegen. Ich darf mit diesem Rechenschaftsbericht des Betriebsrates gleichzeitig einen Überblick über die Entwicklung und auch über das Geschehen innerhalb unseres Werkes geben. Ein bedeutsamer Tag fiel in das letzte Quartal, über das ich hier zu berichten habe, und zwar der 1. Oktober 1957. An diesem Tag konnten wir auf der Hoesch-Westfalenhütte die zehnjährige Mitbestimmung registrieren. Wir haben diesen Tag mit einer schlichten Feierstunde würdig gestaltet und haben daran erinnert, wie es zu diesem Mitbestimmungsrecht gekommen ist. Wir haben daran erinnert, welche Früchte diese Mitbestimmung für unsere Belegschaft getragen hat, und wir haben daran appelliert, daß man sich dieses Rechtes bewußt sein möge, um für die Zukunft das bestmögliche für unsere Belegschaft zu tun.

In diesen zehn Jahren hat sich selbstverständlich nicht nur das Gesicht des Werkes gewandelt, sondern auch die Größe des Werkes ist enorm gewachsen und die

Belegschaftsziffer hat um ein Mehrfaches zugenommen. Wir haben im letzten Jahr rund 1374 Neuzugänge zu verzeichnen gehabt. Von diesen 1374 Neuzugängen sind es etwa 800, die infolge der Arbeitszeitverkürzung eingestellt werden mußten.

Der Altersaufbau der Belegschaft hat sich in den letzten Jahren positiv entwickelt, d. h. der Prozentsatz der älteren Angehörigen des Werkes ist leicht abgesunken und die Zahl jüngerer Belegschaftsmitglieder leicht angestiegen.

Wenn ich über die Unfallhäufigkeit etwas berichten soll, dann muß gesagt werden, daß im Juli und August noch eine verhältnismäßig hohe Prozentziffer an Unfällen zu registrieren war. Dagegen ist der September wieder rückläufig. Aber wir stellen fest, daß noch sehr viel getan werden muß, um etwaige Unfallherde zu beseitigen. Wir müssen noch mehr tun, nicht nur in der Aufmerksamkeit, sondern auch in der Meldung und im Hinweis auf Unfallquellen.

Die hohe Krankenziffer

Wir wissen, daß wir im letzten Quartal einen sehr hohen Krankenstand hatten. Dieser Krankenstand

hat zeitweise die 13-Prozent-Grenze erreicht. Das bedeutet, daß in einigen Betrieben nicht immer ohne Schwierigkeiten produziert werden konnte. Dieser hohe Prozentsatz der Krankenzahl versteht sich, wenn man die damalige große Hitzewelle richtig sieht. Es folgte die asiatische Grippe, von der fast die Hälfte der Belegschaft nicht verschont blieb, und im Anschluß daran folgte die normale Grippe, die sogar noch mehr Ausfalltage mit sich brachte. Und so entstand diese hohe Krankenziffer. Optisch sah es so aus, als würde nach dem Krankenversicherungsausgleichsgesetz zunächst einmal mehr krank gefeiert. Wir wissen darum, daß in der Vergangenheit mancher Kollege innerhalb des Betriebes, wenn er überhaupt irgendwelche Gesundheitsschäden verspürte, nicht geneigt war, krank zu feiern, weil er es sich in vielen Fällen nicht leisten konnte. Nachdem am 1. Juli ein sogenannter Ausgleich zwischen dem Krankengeld und 90 Prozent des Nettolohnes gezahlt wird, stieg die Prozentziffer der Kranken rapide an. Wir sollten uns bemühen, aus zweierlei Gründen auf ein Mindestmaß an Krankfeiern zurückzukommen: einerseits deshalb, um unsere Krankenkasse zu entlasten, damit sie höhere Leistungen bringen kann, andererseits aber auch darum, daß wir unser Ziel verwirklichen können: bei Krankheit sechs Wochen Weiterzahlung des Lohnes. Dazu gehört eine gewisse Umstellung, eine gewisse Disziplin, aber ich bin der

Überzeugung, daß wir sie innerhalb unserer Belegschaft erreichen werden.

In der Zwischenzeit ist die neue Wäscherei in Betrieb genommen. Neben der Lehrwerkstatt ist die neue Sozialwerkstatt gewachsen, die Anfang Dezember bereits bezogen werden kann, so daß auch unsere Schwerbeschädigten in ein würdiges Haus einziehen können.

Der Wohnungsbau

Hier ist Erhebliches geleistet worden, wurden doch nach dem Kriege rund 3000 Wohnungen errichtet. Trotzdem sind zur Zeit rund 1200 Wohnungssuchende gemeldet. Der Bedarf an Wohnraum ist aber nach wie vor recht groß. Die Werksleitung in Verbindung mit dem Betriebsrat versucht das Bestmögliche zur Linderung der Wohnungsnot zu tun.

In Erholungskuren wurden 2329 Belegschaftsmitglieder und 697 Jugendliche verschickt. 331 Kinder wurden in Kindererholungsheimen untergebracht. Die Krankenkasse hat an Landerholungsaufenthalte 480 Freiplätze gewährt.

Zum Schluß möchte ich allen herzlichen Dank sagen für die geleistete Arbeit und ich möchte diesen Dank auch an die Vertrauensleute aussprechen, die die Betriebsräte bei ihrer Arbeit so gut unterstützt haben und den Kontakt zur Belegschaft nicht abreißen ließen.



UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Karl Rolf und Heinrich Reineking, Masch.-Abt. Kessel: Sie schlugen eine Zusatzleitung zwischen Mischbehälter und Permutitleitung im Kesselhaus vor. Dadurch wird verhindert, daß bei größeren Störungen die gesamte Kesselanlage außer Betrieb genommen werden muß.

Günter Scholz, Masch.-Abt. Hochofen: Durch die Änderung des Antriebes der Lanzenwagen der Vorfrischbühne Hochofen sind die Störungen, die früher sehr häufig auftraten, fast ganz vermieden.

Adolf Lebioda, Masch.-Abt. Stahlwerk: Die vorgeschlagene Verbreiterung der Abgießbühne zum Brennen der Pfannen-Bären macht es jetzt möglich, die nach dem Abgießen des Stahles in den Pfannen zurückgebliebenen Stahlbären sofort auszubrennen. Dies geht jetzt wesentlich schneller und bei wesentlich geringerem Sauerstoffverbrauch vonstatten.

Franz Meier und Otto Anders, Masch.-Abt. Stockheide: Die Änderung der Gleitschuhe am Tiefofenkran II Breitbandwalzwerk brachte eine wesentliche Verminderung der hier auftretenden Störungen und ist damit für den Betrieb von großer Bedeutung.

Heinz Schenten und Julius Schauff, Masch.-Abt. Betr.-Werkst. Stahlwerke: Nach Änderung der Aufschlageisen der unteren Hubtraverse des neuen 20-t-Stripperkranes III im Thomaswerk sind die Störungen hier fast ganz weggefallen. Früher waren hier oft Reparaturarbeiten von 2½ Stunden erforderlich, die sich auf die Produktion störend auswirkten.

Heinrich Redenius, Thomaswerk: Der vorgeschlagene Ersatz der Holzschmierspaten, wie sie zum Verschmieren des Mischereingusses benutzt werden, durch solche aus Eisen hat sich vorzüglich bewährt.

Ludwig Miernik, Masch.-Abt. Außenbetriebe: Die Preßwasserpumpen im Breitbandwalzwerk arbeiten nur mit Werkswasser, das infolge seines nicht hohen Reinheitsgrades oft die sehr dünnen Steuerleitungen verstopfte und die Abspritzanlage und evtl. auch die Walzgerüste außer Betrieb setzte. Durch die vorgeschlagene Zusatzleitung für Ruhrwasser ist diese Störungsquelle jetzt behoben.

Jubilare November 1957

40

LEMKE, FRIEDRICH
Eisenbahnwerkstatt

KUBISIAK, ANDREAS
Maschinenabteilung

UNRAU, HUGO
Maschinenabteilung

KERSTING, HUGO
Kaliberwalzwerk

BROCK, JOSEF
Drahtverfeinerung

OSTERMANN, GUSTAV
Maschinenabteilung

25

WIELING, WALTER
Kaltwalzwerk

KISTNER, HEINRICH
Bauabteilung

NEHM, KARL
Thomas-Stahlwerk

KELLNER, WILHELM
Mechanische Werkstätten

LICHE, BODO
Eisenbahnbetrieb

TEWES, FRITZ
Kaltwalzwerk

HOLKER, BERNHARD
Maschinenabteilung

HILMER, FRITZ
Maschinenabteilung

PERSCHKE, HUGO
Mechanische Werkstätten

HERBASZ, PAUL
Versuchsbetriebe

Verdienstvolle Mitarbeiter

Friedrich Wilhelm Maiweg, Elektrotechnische Abteilung: Die Kontakte der Elektroofenschalter im Elektro-Stahlwerk werden durch die vorgeschlagene Schaltungsänderung weitgehend geschont, so daß hier weniger Störungen auftreten.

Heinz Haarmann, Masch.-Abt. Stahlwerkschlosserei: Durch die Anbringung der Zentrierbleche am Pfannenübergabewagen kann es nicht mehr vorkommen, daß die Pfannen sich verkanten und hierdurch Betriebsstörungen am Stopfenlauf und Beschädigungen des Wagens eintreten.

Karl Baumert, Masch.-Abt. Hochofen: Durch die neue Vorrichtung wird das Einbauen der schweren Zylinderdeckel an den großen Gasmaschinen weitgehend erleichtert. Beschädigungen der Kolbenstange und des Gewindes werden hierdurch vermieden.

Hans Harnacke, Masch.-Abt. Stockheide: Durch das zusätzliche Zwischenlager für die Kupplungswelle am Tiefofenkran I im Breitbandwalzwerk sind die vorher festgestellten Schäden nicht mehr aufgetreten. Die sehr lange Kupplungswelle kann jetzt nicht mehr in dem Maße vibrieren und dadurch Schäden anrichten, wie es vorher ohne das jetzt eingeführte Zwischenlager möglich war.

Bernhard Redegeld, Masch.-Abt. Hochofen: Durch die zusätzlichen Entlüftungsleitungen an den Filtern Trockengasreinigung I und II können diese jetzt schneller abgestellt und auch ebenso schnell wieder in Betrieb genommen werden. Die damit verbundene Gasgefahr ist beseitigt.

Albert Bließ und Hans Kralemann, Hochofen: Sie änderten den Ausstoßfisch an der Doppelstrangpresse der Erzbrikettieranlage. Die Erzbriketts kommen jetzt in der gewünschten Größe auf den Waggon, wodurch die Abnahmearbeit erleichtert und der Abrieb vermindert wird.

Für Rettung aus Unfallgefahr erhielten die Belegschaftsmitglieder Otto Plohm im Walzwerk III und Dieter Meironcke, Drahtverfeinerung, Belohnungen vom Werk und Dieter Wilmsen, Abt. Eisenbahnwesen/Werkstätten, eine Belohnung von der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft.

Arbeitsunfälle nehmen gefährlich zu

Auf einer Pressekonferenz anlässlich des vom 17. bis 19. Oktober unter Schirmherrschaft des Bundespräsidenten in Düsseldorf stattgefundenen Kongresses für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin wurde mitgeteilt, daß sich jährlich im Bundesgebiet mehr als zwei Millionen Arbeitsunfälle, davon 85 Prozent direkt in den Betrieben und 15 Prozent auf dem Wege von und zur Arbeit ereignen. Die Zahl der gemeldeten Unfälle sei in den letzten Jahren laufend gestiegen, und für 1957 sei leider eine weitere Zunahme zu befürchten.

Arbeitsschutzgesetzgebung hinkt nach

In einem Festvortrag auf dem Kongreß für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin wies Bundesatomminister Balke darauf hin, daß die Gesetzgebung auf dem Gebiet des Arbeitsschutzes zwangsläufig der technischen Entwicklung nachhinke. Für den Arbeitsschutz sei jedoch die Selbstverwaltung der Organe der Wirtschaft wirksamer als das Mittel staatlicher Zwangsmaßnahmen. Neben technischen Schutzverfahren müßten psychologische treten, da man das sogenannte „menschliche Versagen“ nicht als unabänderlich hinzunehmen brauche. Im übrigen hätten Wissenschaft und Praxis bewiesen, daß man auch den neuen Gefahren durch Automatisierung, Strahlen und Übertragung immer höherer Energiepotentiale auf den einzelnen Menschen gewachsen sei.

Noch keine Übersicht über Krankheitskurve

Zur Frage, ob das Gesetz über die Lohnfortzahlung im Krankheitsfalle wirklich die Erhöhung des Krankenstandes bewirkt hat, wurde auf dem Kongreß gesagt, daß diese Frage vorläufig überhaupt nicht beantwortet werden könne, da die Entwicklung von der Grippewelle völlig überdeckt ist. Es müsse daher vor voreiligen Schlußfolgerungen gewarnt werden, erklärte der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsschutz, Dr. Jähne, Aufsichtsratsvorsitzender der Farbwerke Hoechst.

Die Werksärzte vertraten die Ansicht, daß die wirtschaftliche Sicherung im Krankheitsfall den Arbeitern jetzt erst die Möglichkeit zur richtigen Ausheilung verschleppter Krankheiten gebe und damit eine Sanierung großen Stils beginne, deren positive Auswirkung allerdings erst in ein bis zwei Jahren erkannt werden könne.

Das Schlagwort allein schafft es nicht

In den Jahren des wirtschaftlichen Wiederaufbaus nach dem Kriege ist die Rationalisierung oft mehr als angenehme Beigabe, selten jedoch als unentbehrliches Instrument angesehen worden. Man beschickte seitens der Firmen Kurse und Lehrgänge und traf auch diese oder jene Maßnahme. Mehr oder weniger aber wertete man Rationalisierungsmaßnahmen als wirtschaftspolitischen Idealismus, der nicht ganz verkümmern dürfe, sondern am „Wirtschaftswunder“ irgendwie auch teilhaben sollte.

Der Kampf um den Kohlenpreis, die Kündigung einer ganzen Kette von Tarifen, das Ringen um die Preisstabilität, die Baisse der New Yorker Börse und die Unkenrufe aus der internationalen Finanzwelt um die Gefährdung der Konjunktur haben mit einem Male wieder zum Nachdenken gezwungen: Welche Instrumente gibt es überhaupt, einen leichten Abschwung von der derzeitigen Konjunkturoberfläche selbst abzufangen. Man spricht von den historischen Werkzeugen der Währungs-, Steuer- und Finanzpolitik; Mittel der Exportlenkung und andere Maßnahmen

In Ausübung seines Berufes
verunglückte tödlich unser Be-
legschaftsmitglied

Walter Hoppe

Kaltwalzwerk

Vorstand, Betriebsvertretung
und Belegschaft betrauern sei-
nen Tod und werden ihm ein
ehrendes Gedenken bewahren.

Was viel zu oft vergessen wird ...

Täglich bekommt man es zu hören:

Wir sind unzufrieden, heißt es. In den Zeitungen steht, daß unsere Ansprüche zu rapide steigen — Minister sprechen es aus, daß wir bescheidener sein sollen... aber alle gehen am Kern vorbei. Wir selber leider auch.

Stellen wir uns einmal selbst die Frage: Welches waren meine zehn schönsten Stunden in diesem Jahr?

War es wirklich der Augenblick einer neuen Anschaffung?

War es tatsächlich die Stunde, in der man sein neues, höheres Sparkonto schwarz auf weiß vor sich hatte?

Waren es diese Dinge... waren es nur diese Dinge?

...oder gab es vielleicht gar keine zehn schönsten Stunden?

Sind wir bereits innerlich so arm, daß viele Monate eines Jahres noch keinen knappen halben Tag boten, der uns mehr bedeutete als die ganze übrige Zeit? Wer verweist war, der findet vielleicht einige Stunden, vielleicht sogar Tage, auf die er zurückblickend nicht habe verzichten mögen. Aber bieten nur Urlaub und freie Stunden jenes höchste Maß an Zufriedenheit?

Kann man sich nicht mehr an einer wohlvollendeten Arbeit erfreuen?

Ist nicht gelegentlich ein Gedanke schön, daß er einem Auftrieb gibt? Eine Sendung im Radio, eine Schallplatte, ein Film, ein Theaterstück — waren sie alle nichts? Man sieht Bilder und Ausstellungen, lernt Menschen kennen und Neues in der Natur...

War das alles nichts?

Sind wir so übersättigt, daß uns nichts mehr schmeckt, oder sind wir so hungrig, daß wir darüber den Geschmack vergessen?

Was man einst dem Kapitalisten vorwarf, daß er für das Geld lebe und sonst nichts, gilt das heute für uns? Liegt uns der relative Wohlstand bereits so schwer im Magen, daß uns die Sinne schwinden?

Besteht unsere Zufriedenheit nur noch darin, daß wir die Augen verschließen

vor dem, was war — vor dem, was kommt?
Es werden tausend Dinge erfunden, die unser Leben erleichtern und verschönen sollen.

Leben wir denn noch?

Ist es nicht vielleicht so, daß wir in einer üppigen Vegetation luxuriös dahinvegetieren, daß wir Orchideen ähneln, die schön sind, kostbar sind, sonst aber nichts? Zum Leben aber gehört mehr.

Aktivität.

Ja und nein sagen. Glück erleben, Leiden erdulden. Gutes schaffen und... Fehler machen.

Vorläufig sind wir nur gut funktionierende Verbrauchsmaschinen, die die Wirtschaft und die eigene Verdauung ankurbeln, sonst aber nichts in Bewegung setzen. Sensationsfilme und Klamaukzei-
tungen — etwas Modernität in Mode, Kunst und Wissenschaft machen noch nichts. Diese Dekorationen können nicht verhüllen, daß wir auf einer sehr dünnen Plattform stehen.

Wir sind müde —

viel zu bequem und müde...

das ist es.

Michael Schiff

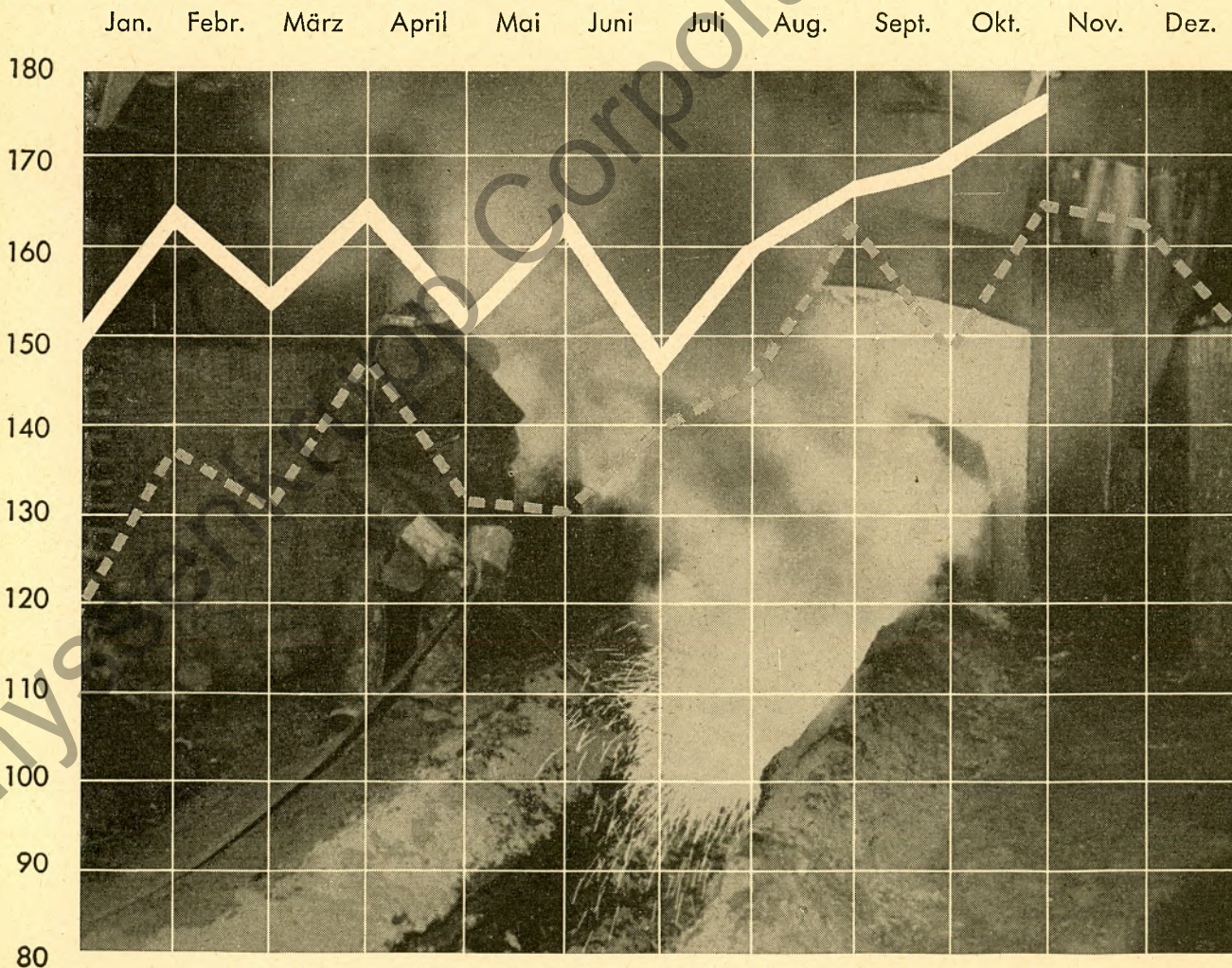
werden bereits angewandt. Man will umschalten vom Konsum kurzfristiger Güter zu den alten Wegen der Sparpolitik.

Was aber besonders bei diesen Erörterungen und Fachgesprächen auffällt, ist

der laute Ruf nach Rationalisierung,

nach Ausschöpfung der Reserven, die in den letzten Jahren brachlagen. Zwar sind die Grenzen der Möglichkeiten durch den allgemeinen Mangel an Kapital gezeichnet, aber es finden sich doch eine Reihe von realisierbaren Rationalisierungsgebieten, wo sich mit relativ geringem Kapitalaufwand hoher Erfolg erzielen läßt. Hier liegt übrigens entscheidend die Aufgabe von Verbesserungsvorschlägen. Hier sollte jeder mitarbeiten. Man muß sich in diesem Zusammenhang von der Vorstellung freimachen, unter Rationalisierung Mechanisierung schlechthin zu verstehen. Rationalisierung heißt eigentlich nur: vernünftig wirtschaften! Daß die Maschine als Hilfsmittel sehr viel helfen kann, liegt auf einer anderen Ebene. Rationalisierung heißt praktisch: echte Wirtschaftlichkeit, wobei noch offen ist, in welchem Maße und ob überhaupt der Einsatz von Maschinen in Frage kommt. Es ist ganz natürlich, daß man in Zeiten, wo aus dem vollen geschöpft wird, Ausschau halten soll nach den Positionen, die Kosten verursachen, aber praktisch in der bisherigen Höhe oder überhaupt unnötig sind. Welche alten Zöpfe sind in jedem Betrieb zu beseitigen? In welchem Ausmaß ist es möglich, einen Arbeitsablauf zu vereinfachen?

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— Jahresdurchschnitt 1956 = 146 306 t Nachkriegshöchstherzeugung Okt. 1957 = 175 330 t Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536 t

TECHNIK und PRODUKTION

Keine grundsätzliche Änderung des Konjunkturklimas

Nachdem bereits die saisonbedingte Sommerflaute in diesem Jahr stärker als in den Vorjahren ausgeprägt war und ein Nachlassen der konjunkturellen Auftriebskräfte unverkennbar wurde, brachte auch der Herbstbeginn nach den bisher vorliegenden Indizes keine grundsätzliche Änderung des erheblich abgekühlten konjunkturellen Klimas in der Bundesrepublik. Das stellt das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin, in einer Untersuchung fest. Am deutlichsten sichtbar und am nachhaltigsten fühlbar für den allgemeinen Fortschritt war diese Verlangsamung im Wachstum des Sozialprodukts im Bereich der industriellen Erzeugung. Im Jahresvergleich betrug die Zuwachsrate der industriellen Produktion in der ersten Jahreshälfte nur noch 5,3%. Die auf Dämpfung der allgemeinen Investitionstätigkeit hinwirkenden Kräfte, die offenbar doch stärker waren als ursprünglich angenommen, lassen nach Meinung des Berliner Instituts auch für das laufende zweite Halbjahr keine wesentliche Erhöhung dieser Zuwachsrate erwarten. Die praktisch seit der zweiten Hälfte 1956 im Durchschnitt 5% betragende Zuwachsrate der industriellen Erzeugung dürfte vielmehr auch unter Berücksichtigung der stärker saisonbegünstigten zweiten Jahreshälfte eher unterschritten als überschritten werden. Die Tendenz zur Verlangsamung im Fortschritt ist mit wenigen Ausnahmen für alle Bereiche der industriellen Erzeugung charakteristisch. Nicht nur die Investitionsgütererzeugung, bei der vorübergehend das Vorjahresniveau bereits unterschritten wurde, sondern auch die Verbrauchsgüterindustrien zeigen keine Verstärkung, sondern eine Verringerung ihres Zuwachses. Das gleiche gilt für die Grundstoffindustrien und den Bergbau. Lediglich die Energieerzeugung sowie die Nahrungs- und Genussmittelindustrie machen eine Ausnahme.

Der praktisch stagnierenden Inlandsinvestition steht andererseits keineswegs eine überstarke Zunahme des privaten Verbrauchs gegenüber. Die Wachstumsrate des privaten Verbrauchs, die für das erste Halbjahr 1957 rund 6,5% betrug, ist vielmehr ebenfalls wesentlich niedriger, als ursprünglich auf Grund der bekannten Erhöhungen der Masseneinkommen angenommen wurde.

Als expansive Faktoren gegenüber der verhaltenen Aktivität der Wirtschaft und der privaten Haushalte wirken, so betont das Institut, nur noch — dies jedoch in beträchtlich verstärktem Ausmaß — die Ausfuhr und der öffentliche Verbrauch, der sich auch ohne Einbeziehung der steigenden Ausgaben für das Ausland (Vorauszahlung für Rüstungseinfuhren), d. h. auch in den reinen Inlandsausgaben, in der ersten Hälfte d. J. kräftig erhöht hat.

Gutes Stahljahr zu erwarten

Die Stahlproduktion der Welt wird in diesem Jahr einen bisher noch nicht verzeichneten Höchststand erreichen, prophezeit der neueste Statistische Bericht der Vereinten Nationen. Eine besonders große Produktionszunahme werden die Länder der Montanunion, vor allem die Bundesrepublik, erzielen. Der britische Anteil an der Weltstahlerzeugung ist von 10 auf 8 Prozent und der Anteil der USA von 54 auf 38 Prozent gefallen. Demgegenüber konnte die Sowjetunion ihren Anteil von 12 auf 18 Prozent und die Montanunion von 13 auf 20 Prozent erhöhen. Von 1953 bis 1956 stieg die Stahlerzeugung der Montanunion um 43 Prozent auf 57 Mill. t. Das ist fast das Dreifache des Produktionszuwachses in der gesamten Welt (15 Prozent).

Ausdehnungspläne der sowjetischen Stahlindustrie

Die eisenschaffende Industrie der UdSSR soll, nach amtlichen sowjetischen Angaben — veröffentlicht in „Die Sowjetunion heute“ —, 1960 etwa 54 Mill. t Roheisen herstellen gegen 35,8 Mill. t im Jahre 1956, 69 Mill. t Rohstahl gegen 48,6 Mill. t und 51 Mill. t Walzstahl gegen 37,8 Mill. t. Gegenüber 1955, dem Bezugsjahr des laufenden Planjahrfünft, für das allerdings die absoluten Zahlen in der Publikation nicht enthalten sind, wäre das eine Erhöhung für Stahl und Walzstahl um gut 50% und für Roheisen um fast 60%. Hingewiesen wird darauf, daß die Zuwachsrate höher sei als in den führenden Stahlländern, wobei als Ausgangsjahr 1926 genommen, also für die Sowjetunion praktisch von 0 ausgegangen wird.

IN DER BUNDESREPUBLIK :

Hoher Stahlverbrauch

Verbrauch
je Kopf der Bevölkerung 1956
in kg

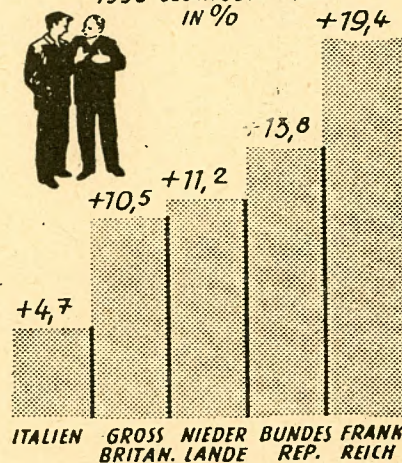


Der Stahlverbrauch je Kopf der Bevölkerung betrug 1956 in der Bundesrepublik 427 kg. Damit war sie hinter den Vereinigten Staaten der zweitgrößte Stahlverbraucher in der Welt. Es folgten Großbritannien mit 383 kg und Schweden mit 377 kg. Unter den Ländern der Montanunion steht die Bundesrepublik im Stahlverbrauch weitaus an der Spitze. An zweiter Stelle kommt Belgien-Luxemburg mit 283 kg und an dritter Frankreich mit 276 kg.

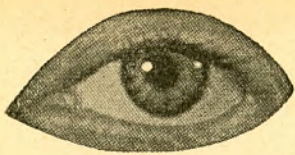
REALLÖHNE in Westeuropa

WIB

1956 GEGENÜBER 1953
IN %



Nach der Statistik des Internationalen Arbeitsamtes steht die Bundesrepublik in der Entwicklung der industriellen Reallöhne Westeuropas an zweiter Stelle. Hier haben sich von 1953 bis 1956 die Reallöhne um 13,8% erhöht. Mit einem Wachstum von 19,4% schneidet in diesem Zeitraum nur Frankreich noch günstiger ab. Alle anderen Staaten weisen geringe Steigerungen auf. So nahmen beispielsweise die Reallöhne in den Niederlanden um 11,2%, in Großbritannien um 10,5%, in Belgien um 6,9%, in der Schweiz um 5,1%, in Italien um 4,7%, in Dänemark um 3,7% und in Schweden um 3,3% zu.



BLICK IN DIE PRESSE

Die Zahlungskrise erfordert binnenwirtschaftliche Maßnahmen

In der Tat muß festgestellt werden, daß unsere Zahlungsbilanzüberschüsse neben den äußeren Faktoren auch spezifisch binnenwirtschaftliche Ursachen haben. Diese sind leider zu lange Zeit nicht hinreichend erkannt und gewürdigt worden... Inzwischen ist durch mehrere Untersuchungen überzeugend der Nachweis geführt worden, daß ein kausaler Zusammenhang zwischen Fiskal-(Einkommens-) Politik, Kapitalmarkt und Zahlungsbilanzüberschuß besteht — und insoweit ist die extreme deutsche Überschubbilanz auch die Folge einer falschen deutschen Wirtschafts- und Finanzpolitik.

Man muß es auch einmal deutlich aussprechen, daß in der Dynamik des wirtschaftlichen Lebens nichts als eine Notwendigkeit gelten kann, so z. B. das Bestehen der EZU, das Festhalten an einem bestimmten Wechselkurs, die Stabilität von Löhnen und Preisen, die protektionistische Agrarpolitik, die Kapitalmarktautarkie usw. Alles hat nur relative Gültigkeit, nämlich in bezug auf eine gegebene Situation, die sich erfahrungsgemäß fortlaufend ändert. Eine konsequente und aktive Importpolitik kann sich daher nicht einfach, wie bisher, damit begnügen, die Einfuhr der Bundesrepublik im gegebenen, d. h. begrenzten Rahmen zu fördern. Sie muß sich das viel wichtigere grundsätzliche Ziel setzen, unsere gesamte Einfuhrsituation auf den Grund zu verändern, um die wachsende deutsche Kaufkraft ungehindert als Nachfrage auf den inneren und äußeren Markt sich auswirken zu lassen. Ebenso muß es eines der Hauptziele der deutschen Wirtschaftspolitik werden, durch Normalisierung des deutschen Kapitalmarktes die Voraussetzungen für einen echten kommerziellen Kapitalexport zu schaffen. (Handelsblatt)

Ohne Konsum keine Produktion

Ist die Regierung nicht imstande, eine Politik der Preissenkung zu betreiben, so müssen die Löhne und Gehälter so lange und so stark erhöht werden, bis der Konsum der Bevölkerung hinter dem Produktionszuwachs der Wirtschaft nicht mehr zurückbleibt. Doch mit keinem Preis- oder Produktivitätsindex kann gemessen werden, ob der Verbrauch zurückgeblieben ist... Daher verbietet jede wirtschafts- und verbrauchsorientierte Lohnpolitik derartige statistische Bindungen. Es gibt

jedoch untrügliche Zeichen, wenn die Gefahr droht, daß der Verbrauch zurückbleibt. Ist die Endnachfrage nach Verbrauchsgütern zu gering — zu gering in bezug auf den wirtschaftlichen Fortschritt —, so verschlechtert sich das Verhältnis zwischen Investitionsaufwand und nachfolgender Produktionsvermehrung infolge veringert Kapazitätsausnutzung oder unproduktiven Investitionen. Im weiteren Verlauf geht die Investitionsquote selbst zurück, obwohl ausreichende Finanzierungsmittel vorhanden sind. Die Liquidität der Banken nimmt zu; die Zentralbank wird zur Abschöpfung überhöhter Geldmittel veranlaßt. Gleichzeitig erhöhen sich die Ausfuhrüberschüsse und Devisenzuflüsse. Neue Preissteigerungen sind die Folge. Schließlich geht die Wachstumsrate der Wirtschaft zurück; die Industrie ist bemüht, ihr Kapital im Ausland anzulegen; der Kapitalexport nimmt zu. Sämtliche Indizien treffen für die deutsche Wirtschaft im Herbst 1957 zu. Wird diese Entwicklung nicht durch eine Steigerung der Kaufkraft behoben, ist in Kürze Arbeitslosigkeit zu erwarten. Kann die Steigerung der Kaufkraft nicht durch eine Senkung der Preise mit Hilfe staatlicher Maßnahmen erzwungen werden, so müssen die Löhne und Gehälter noch stärker als bisher über die Preissteigerung hinaus angehoben werden. (Welt der Arbeit)

Geringe Verdienste der freien Berufe

Aus der Steuerstatistik für 1956 geht hervor, daß bei den freien Berufen Künstler und Schriftsteller am Ende der Umsatzsteuertabelle stehen. Die höchsten Umsätze entfallen auf die

Rechtsanwälte und Notare mit 45 192 DM je Steuerpflichtigen. Ihnen folgen die Wirtschaftsprüfer in etwa der gleichen Höhe. Steuerhelfer und Revisoren kommen auf knapp 30 000 DM. Der Umsatz der Ärzte wurde mit knapp 34 000 ermittelt. Am Ende der Tabelle stehen dann die Künstler und Schriftsteller mit 7830 DM. Das Organ der Arbeitsgemeinschaft freier Berufe weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß nach der Statistik der Durchschnitt der freien Berufe, auch bei akademischer Vorbildung, wesentlich weniger verdienen, als gemeinhin angenommen wird. Denn in den Umsatzzahlen sind die sehr erheblichen Kosten für die Unterhaltung von Büros oder Praxis enthalten.

(Frankfurter Allgemeine Zeitung)

Hohe Versicherungskosten

Die in der Bundesrepublik für die Sozialversicherung aufgewendeten Kosten sind die zweithöchsten in Europa. Das geht aus einer Untersuchung des Internationalen Arbeitsamtes hervor, die sich auf die staatlichen Haushaltsrechnungen und die Angaben der Versicherungen bezieht. An der Spitze der untersuchten Staaten steht Frankreich mit 12,7 Prozent, gefolgt von der Bundesrepublik mit 11,4 Prozent, Belgien 11,1, Österreich 10,6, Großbritannien 8,4, Italien 7,6, Dänemark 6,0 und der Türkei mit 2,4 Prozent. Nach der gleichen Untersuchung belaufen sich die Aufwendungen der Arbeitgeber in der europäischen Industrie für bezahlten Urlaub, Familiengelder, Sozialversicherungsbeiträge, Wohnungsbeihilfen und ähnliches auf ein Viertel bis ein Drittel der gesamten Personalkosten.

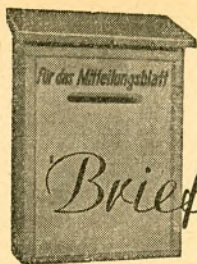
(Die Welt)

Befreiung von der Versicherungspflicht

Durch das Gesetz zur Neuregelung des Rechts der Rentenversicherung der Angestellten vom 23. Februar 1957 ist die Jahresarbeitsverdienstgrenze für die Versicherungspflicht in der Angestelltenversicherung von 9000,— DM auf 15 000,— DM jährlich erhöht worden. Die durch diese Erweiterung der Versicherungspflicht möglichen Härten sollen durch Art. 2 § 1 AnVNG ausgeschlossen werden. Darin ist bestimmt, daß Angestellte, die wegen Überschreitens der Jahresarbeitsverdienstgrenze im Zeitpunkt des Inkrafttretens des Gesetzes nicht versicherungspflichtig waren und auf Grund des Gesetzes versicherungspflichtig werden, auf Antrag von der Versicherungspflicht zu befreien sind, wenn sie bis zum 31. Mai 1957 (diese Frist ist inzwischen bis zum 30. September 1957 verlängert worden)

- a) das 50. Lebensjahr vollendet haben oder
- b) mit einem öffentlichen oder privaten Versicherungsunternehmen für sich und ihre Hinterbliebenen einen Versicherungsvertrag für den Fall des Todes und des Erlebens des 65. oder eines niedrigeren Lebensjahres abgeschlossen haben und für diese Versicherung mindestens ebensoviel aufgewendet wird, wie für sie Beitrag zur Rentenversicherung der Angestellten zu zahlen wäre.

Der Antrag auf Befreiung von der Versicherungspflicht ist bis spätestens 31. Dezember 1957 bei der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte einzureichen; die Frist ist eine Ausschußfrist. Im Falle der Befreiung erfolgt diese mit Wirkung vom Inkrafttreten des Gesetzes.



Unser Briefkasten

E. Sch., Qualitätsstelle

Das von Ihnen gesuchte Aktenzeichen: (3) Ss 1333/56 Oberlandesgericht Hamm. Aus den Entscheidungsgründen:

Der Angeklagte hat zweimal vom Straßenverkehrsamt Herford Aufforderungen erhalten, gemäß § 29 StVZO seinen Kraftwagen zur Prüfung durch einen amtlich anerkannten Sachverständigen für den Kraftfahrverkehr vorzuführen. Die Vorladungen enthielten den Hinweis, daß für die Prüfung Gebühren in bestimmter Höhe bei der Prüfung zu entrichten seien. Der Angeklagte war und ist der Auffassung, daß die Erhebung einer Gebühr für eine solche amtliche Untersuchung der Rechtsgrundlage entbehre und daß auch die mit einer solchen Gebührenanforderung ergangenen Vorladungen nichtig seien und ihn nicht verpflichteten. Er hat deswegen seinen Personenwagen nicht vorgeführt.

Die an den Angeklagten ergangenen Aufforderungen, seinen Wagen zur Prüfung durch amtlich anerkannte Sachverständige vorzuführen, sind als solche nach § 29 Abs. 1 StVZO rechtens. Diese Bestimmung schreibt den Zulassungsstellen zwingend eine in solcher Weise durchzuführende laufende Überwachung der Verkehrssicherheit von Kraftfahrzeugen zu und verpflichtet deren Halter, die Fahrzeuge zur Prüfung an dem in der Anordnung bestimmten Ort zur bestimmten Zeit vorzuführen.

Die Bestimmung des § 29 Abs. 1 Satz 2 StVZO selbst verpflichtet jedoch jedenfalls nur dazu, das Kraftfahrzeug zur Prüfung vorzuführen, nicht aber auch dazu, für die Prüfung eine Gebühr zu zahlen, mag diese auch nach anderen Bestimmungen zu entrichten sein. Mit der Vorführung des Fahrzeuges wird der nach § 29 Abs. 1 StVZO begründeten Pflicht auch dann genügt, wenn die Gebühr nicht gezahlt wird und die Prüfung daraufhin unterbleibt. Bei dieser für den vorliegenden Fall festgestellten und dem Angeklagten bekannten Handhabung seitens der Prüfstellen, die Prüfung von der vorherigen Zahlung der Gebühr abhängig zu machen, erscheint es jedoch als sinnlos, jemanden, der die Prüfungsgebühr nicht zahlen kann oder will, gleichwohl zur Vorführung des Kraftfahrzeugs für verpflichtet anzusehen, obwohl diese von vornherein nicht zur Prüfung des Fahrzeugs führen kann. Das Unterlassen einer solchen Vorführung, welche lediglich dem äußeren gesetzlichen Gebot Genüge täte, den mit diesem erstrebten Zweck aber nicht erreichen könnte, ist unter solchen Umständen keine Übertretung der Gebotsnorm des § 29 Abs. 1 Satz 2 StVZO; denn da die Handhabung des

Prüfungsverfahrens in solchen Fällen die Erreichung des mit dem Gebote verfolgten Zweckes von vornherein ausschließt, kann die sonst regelmäßig mit der Vorladung ausgelöste Verpflichtung zur Vorführung des Kraftwagens nicht wirksam werden. Diese Folge kann dadurch vermieden werden, daß der Sachverständige auch bei Nichtentrichtung der Gebühr in Erledigung des ihm von der Behörde erteilten Auftrages die Überprüfung jedenfalls durchführt und die Einziehung der Gebühr in solchen Fällen der hierfür in erster Linie selbst zuständigen Behörde überläßt. Der abweichende, auf Anfrage des Senats geäußerten Auffassung des Bundesverkehrsministeriums, welches die an den Angeklagten ergangenen Aufforderungen für jedenfalls zunächst verpflichtend und nur auf Einspruch hin ihren Vollzug für aufschiebbar ansieht, weil sie auch für den Fall ergangen seien, daß die Gebühr bereits bei der Prüfung erhoben würde, konnte der Senat aus den angeführten Gründen nicht beitreten.

E. W., Stahlwerke

Was bedeutet das „Problem der Monotonie“ im Zusammenhang mit der Arbeit des Menschen? Ich habe gelesen, daß hierbei auch ein Unterschied zwischen mechanischer und automatischer Arbeit gemacht wird. Worin besteht dieser?

Bei dauernd sich wiederholender „monotoner“ Arbeit treten gewisse Erscheinungen auf, die sich in Gemütsdepressionen und anderen seelischen Störungen äußern, also zu widerwilligem Arbeiten führen und den Menschen schließlich auch körperlich für die Arbeit untauglich machen können. Es ist inzwischen festgestellt worden, daß die Monotonie der Arbeit keinesfalls auf alle Menschen in gleicher Weise sich auswirkt. Es gibt auch Menschen, die gar nicht monotoneempfindlich sind. Bei ihnen stellen sich solche Beeinträchtigungen von

Körper, Seele und Geist nicht ein. Beim Studium dieses Problems entdeckte man, daß auch bei monotoneempfindlichen Menschen gleichförmige Arbeit nicht unbedingt zu den genannten Erscheinungen führen muß. Es stellte sich dabei heraus, daß auch die Art der eintönigen Arbeit nicht ohne Einfluß ist. Schließlich fand man heraus, daß man bei dieser Art Tätigkeit unterscheiden muß zwischen mechanischer und automatischer Arbeit.

Die mechanische Arbeit ist eine gleichförmig sich ständig wiederholende Tätigkeit, die zu ihrer Verrichtung neben der körperlichen auch noch ein gewisses Maß geistiger Beanspruchung fordert. Die hier nötige geistige Tätigkeit ist aber durchweg nicht hochwertig und beschränkt sich nicht selten darauf, daß lediglich eine angespannte Aufmerksamkeit erforderlich ist. Diese dauernde, dabei aber einseitige Anspannung führt zu den genannten Erscheinungen.

Beispiel: Eine Frau am Fließband hat ständig eine komplizierte Zickzacknaht an einem Werkstück zu nähen. Sie hat nur diese eine Naht zu machen, muß aber stets genau aufpassen, daß diese auch richtig sitzt.

Die automatische Arbeit ist ebenfalls eine sich ständig wiederholende gleichförmige Arbeit, jedoch ist es hier möglich, daß die eigentliche Verrichtung so vollständig automatisiert werden kann, daß der arbeitende Mensch sich „nebenbei“ ablenken kann, ohne daß der Arbeitsprozeß leidet. Er kann etwa in Gedanken bei schönen Erlebnissen weilen, mit dem Nachbarn eine Unterhaltung führen oder Musik hören. Diese Art gleichförmiger Arbeit führt in der Regel nicht zu Monotonieerscheinungen.

Beispiel: Das Stricken der Frau erfolgt durchweg automatisch. Jeder hat schon gesehen, daß zwei strickende Frauen sich munter unterhalten können, ohne daß die klappernden Nadeln auch nur einen Moment ruhen.

Wohnungstausch

Biete: 3 Zimmer mit Bad, werksgebunden, Miete 50,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer mit Bad, Miete bis 100,— DM. (181)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, 48 qm, Altbau, III. Etage, Privatwohnung, Miete 54,— DM.

Suche: 4½ Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM. (182)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, 2 Abstellräume, Spülküche, 80 qm, Altbau, Privatwohnung, II. Etage, Miete 46,— DM.

Suche: 2½ Zimmer mit Bad, Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (183)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, 46 qm, III. Etage, Werkswohnung, Miete 51,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, möglichst in Hombruch, Miete bis 70,— DM. (184)

Biete: 3 Zimmer, 48 qm, I. Etage, Privatwohnung, in Selm, Miete 37,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (185)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, 50 qm, 2 Keller, Stall, Parterre, Werkswohnung, Miete 47,— DM.

Suche: 4 Zimmer mit Bad, Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (186)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, 45 qm, werksgebunden, III. Etage, Miete 51,— DM.

Suche: 2—2½ Zimmer mit Bad, Miete bis 40,— DM. (187)

Biete: 2 Zimmer, 30 qm, III. Etage, Privatwohnung, Miete 34,— DM.

Suche: 2 Zimmer, möglichst Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (188)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische und Bad, Werkswohnung, Neubau, Hombruch, Miete 38,— DM.

Suche: 2—3 Mansardenräume. (189)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische und Bad, 44 qm, Neubau, I. Etage, in Werl, Miete 59,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 65,— DM. (190)

Es wird höchste Zeit, daß einmal ein offenes Wort über den Nutzen von Schlankheitskuren gesagt wird. Seit Jahren hören wir von „garantiert erfolgreichen Entfettungskuren“, von „verblüffend rasch wirkenden Abmagerungsmitteln“, die alle überflüssigen Pfunde schnell, mühelos und sicher dahinschwinden lassen. Von einigen Kuren wird sogar behauptet, daß man während der Durchführung ruhig essen könne, soviel man wolle, oder daß man auf den Kaloriengehalt der Speisen überhaupt nicht zu achten brauche. Die bittere Wahrheit ist jedoch, daß Schlankheitskuren eine erhebliche Strapaze bedeuten. Sie sind keineswegs so einfach durchzuführen und erfordern ärztliche Aufsicht.

Fettsucht ist ein chronisches Leiden, gegen das die Wissenschaft bisher noch kein Mittel gefunden hat. Das ist der Grund, daß so viel Quacksalberpräparate im Handel sind. Heilen kann man Fettsucht mit Diät ebensowenig wie Zuckerkrankheit mit Insulin. Bestenfalls kann man durch entsprechende Ernährung das Leiden in Schach halten. Schlimmstenfalls — wie bei den sogenannten Abmagerungskuren — gerät man in einen Circulus vitiosus, in einen ständigen Wechsel von Gewichtsabnahme und -zunahme. Die Wissenschaft hat zweifelsfrei bewiesen, daß die Menschen dick werden, weil sie zuviel essen, oder genauer gesagt, täglich mehr Kalorien zu sich nehmen, als ihr Organismus verbrennen kann. Umgekehrt verliert man an Gewicht, wenn man seinem Körper weniger Kalorien zuführt, als er verbrennt, weil so der Organismus gezwungen ist, die benötigte Energie aus den Fettreserven zu beziehen. Daher wird jeder, der täglich nur 1000 Kalorien zu sich nimmt, unweigerlich an Gewicht verlieren, gleichgültig, welcher Art die Nahrungsmittel sind, die er verzehrt. Wenn Sie zu Korpulenz neigen, werden Sie immer darauf achten müssen, daß sie nicht zuviel essen. Und mit jedem Jahr müssen Sie strenger mit sich verfahren. Denn wenn Sie einmal das 25. Lebensjahr überschritten haben, verbraucht Ihr Organismus alle zehn Jahre fünf Prozent weniger Kalorien. Das heißt also, sie dürfen — wenn Sie mit fünfundzwanzig ohne Bedenken täglich 2500 Kalorien zu sich nehmen konnten — sich mit fünfundvierzig nur noch 2250 Kalorien zuführen. Nicht umsonst neigen die Menschen im mittleren Alter zu dem bekannten Fettansatz. Das Problem besteht demnach nicht darin, überflüssige Pfunde loszuwerden. Weit wichtiger — und zehnmal schwieriger — ist es, sie nicht wieder anzusetzen. Das ist eine lebenslängliche Aufgabe, bei der Sie scheitern müssen, wenn Sie nicht — sobald Sie sich zum Abnehmen entschlossen haben — nach einem vernünftigen Plan vorgehen. Ein solcher ernährungsmäßig wie psychologisch vernünftiger Plan ist eine Diät, bei der Sie bestehen können. Eine Diät also, die Ihnen — wenn Sie erst einmal Ihr Gewicht reduziert haben — bis ans Ende Ihrer Tage Richtschnur ist.

(AUS „DAS BESTE“)

Das interessiert die Frau

Es war ja nur ein „Küßchen in Ehren“!

Da hat doch ein Gericht eine Ehe geschieden, weil die Frau, die für schuldig erklärt wurde, sich von dem Freunde ihres Mannes küssen ließ. Ein solches Urteil ist nicht einmal sehr selten. Nun ist es wenig wahrscheinlich, daß eines Bruderschaftskusses oder eines Kusses nach einer Kußwalzerpolonäse wegen der Richter sein hartes Wort spricht, sofern nicht besondere Momente dazukommen. Anders, wenn die junge Frau sich in einem dunklen Eckchen heimlich abküssen läßt. Das darf zwar ein junges Mädchen sich gefallen lassen, wer wollte es ihr verwehren; eine verheiratete Frau darf das nicht!

Die Begründung? Nach dem Sinn des Gesetzes handelt die Frau ehewidrig, und ehewidriges Verhalten ist nach unserem geltenden Recht ein Scheidungsgrund. Hinter diesem scheinbar altmodischen Gesetz steht eine im Prinzip durchaus gesunde und richtige Auffassung.

Der heimliche Kuß

Zu fragen bliebe nämlich, ob es als zeitgemäß empfunden wird, daß sich Ehefrauen heimlich — und auf dem heimlich liegt vor allem der Ton, aber nicht allein — küssen lassen. Ist die Ehe dieser Frau nicht doch schon ein klein wenig angeknackt, und steht es nicht dem Partner zu, wenn er nun einmal in einer solchen Ehe nicht leben mag, auf Scheidung zu dringen?

So lebensfremd ist der Gesetzgeber und sind die Richter nicht, als daß sie nicht auch wüßten: Der ärgste Draufgänger in der Liebe bescheidet sich still, gibt ihm die Frau nicht ein klein wenig Anlaß. Durch einen Blick, durch eine Gebärde. Denkbare sogar der Fall, daß der Richter Liebeständelei durch Blicke als „ehewidrig“ mit den daraus für ihn notwendigen Konsequenzen bezeichnet, wenn es auch sehr viel schwieriger ist, verliebte Blicke ohne Zeugenbestätigung als ehewidriges Verhalten nachzuweisen.

Was ist ehewidrig?

Dann könnte also ein Ehepartner, ob Mann oder Frau, bleibt sich vor dem Richter gleich, sozusagen plötzlich um eines Kusses wegen eine Ehe trennen lassen? Dem ist nicht so. Das, was im Sprachgebrauch als „Verhältnis“ bezeichnet wird, gilt als ehewidrig, ehewidrig gilt auch die Anbahnung eines solchen Verhältnisses, das mit dem heimlichen Kuß beginnt, vielleicht sogar mit heimlichen Briefen, Telefonaten, Treffen fortgesetzt wird. Das ist in jedem Falle ein dicker Scheidungsgrund. Aber selbst ein heimlicher Kuß ist kein Scheidungsgrund, wenn der Ehepartner sich ebenfalls ehewidrig verhält. Dann wird kein deutscher Richter die heuchlerische moralische Entrüstung als echt anerkennen. Hier wiegt das eine das andere auf, im Gegensatz zum eklatanten Ehebruch im intimen Verkehr, der auch dann zur Scheidung führt, wenn der Partner sich ebenfalls schuldig machte.

300 Zimmer für 300 Gattinnen

Aus Anlaß der Weltausstellung in Brüssel im Jahre 1958 hat die belgische Regierung bereits vor einiger Zeit offizielle Einladungen verschickt. Auch an die Eingeborenen-Chefs im Kongo wurden entsprechende Schreiben gesandt, und einer der ersten, der darauf antwortete und sein Erscheinen zusagte, war der König Lukengo vom Volksstamm der Bakubas.

„Aber ich werde nicht allein kommen, sondern meine Frauen mitbringen!“ erklärte der Herrscher.

„Einverstanden!“ „Also reservieren Sie mir 300 Zimmer!“

Die Belgier glaubten schlecht verstanden zu haben:

„Wir sind einverstanden in bezug auf Ihre Frauen, aber nicht in bezug auf Ihre Favoritinnen!“ meinten sie.

„Ich habe keine Favoritinnen! Alle meine Frauen sind legitim!“ erwiderte König Lukengo aufgebracht.

Von diesem Augenblick an suchten die belgischen Behörden und Organisatoren der Weltausstellung dreihundert Personen, die den guten Willen haben, das beste Zimmer ihrer Wohnung vorübergehend an eine Königin abzutreten. Gleichzeitig flehen die belgischen Beamten heimlich das Schicksal an, zu verhindern, daß die übrigen Chiefs vom Kongo, an die ebenfalls Einladungen zur Weltausstellung versandt wurden, nicht ebenfalls alle ihre Frauen mitbringen wollen!

Wer möchte da nicht siebzehn sein!

Als man die jungen Mädchen zwischen 14 und 18 noch Backfische nannte, mußten ihre Kleider aussehen wie Konditortorten. Rüschen hier, Schleifchen da und außerdem noch Spitzchen rundherum. Der Teenager von heute kleidet sich zwar modisch, aber dabei salopp und nicht so „süß“. Er liebt frohe Farben und Stoffe, die nicht empfindlich sind.

Für Herbst und Winter: das „Schulmädchen-Look“



Für die langen engen Hosen, auch in diesem Herbst unentbehrliches Teenager-Requisit, wählt man heute Pepita oder einen markanten Zellwoll-Streifen. Natürlich müssen sie wie modelliert sitzen, und dazu gehören eine Unzahl Westchen, Pullis und lustigbunte Blusen — ohne Ärmel oder mit langen, die man hochschoppen kann; mit steifen Offizierskrägelchen oder ganz klassisch; uni oder verwegen bedruckt; mit Biesen, Fältchen, Taschen, Börtchen —, sämtlich aber so gewählt, daß man sie wiederum mit weiten Bundröcken aus Samt oder Wollseide kombinieren kann. Ein kleines Kostümchen aus Zellwollschotten darf auch nicht fehlen, und ein Faltenrock, zu dem man einen Blazer trägt, hat es einem in diesem Herbst angetan. Besonders ins Herz geschlossen aber hat man die Hemdblusenkleider, die man in sämtlichen Stoffen und zu allen Tageszeiten tragen kann und mit großen Taschen, blitzweißen Krägelchen, bunten Randbörtchen und breiten kontrastierenden Gürteln aufmuntert. Auch Prinzeßkleider sind beliebt.

Sehr hübsch für den Nachmittag sind Wollseiden und Jacquards, die durch originelle Farbkontraste fast brokatartig wirken, während der Abend natürlich im Schönsten vom Schönen schwelgt: Brokate, Organza, „Perlon“-Flockprint, Duchesse und Tüll. Die Lieblingsstoffe der Saison freilich, Seidenchiffon und Seidenmusselin, eignen sich weniger für Prinzeßform als für verspielte, faltenreiche Verarbeitungen, die des elegant-sportlichen Gegensatzes wegen sehr apart im Hemdblusenstil, zauberhaft aber in jenen duftigen dekolletierten Kleidern mit schmalen Trägern oder winzigen Puffärmelchen und feenhaft weiten Rücken zur Geltung kommen.

MK-Otto

Lebensabend im Schatten der Schlotte

Skat und Vertellkes

in der Kläppkenbude im Hoeschpark

Die Kläppkenbude im Hoeschpark wird in diesen Wochen vier Jahre alt. Im Herbst 1953 schrieben unsere Invaliden, die bis dahin auf den Bänken und Sitzreihen der Radrennbahn ihren Skat gekloppt hatten, an Vorstand und Betriebsrat:

„Ihr habt für uns Invaliden viel getan, wofür wir Euch danken. Heute haben wir eine Bitte: Wir haben bei den schönen Sommer- und Herbsttagen unseren Skat und Doppelkopf auf den Bänken in den wunderbaren Sport- und Erholungsanlagen dreschen können. Jetzt kommt der Winter! Sollen wir deshalb auf die „Freude unseres Lebens“ verzichten? Oder könnt Ihr uns einen bescheidenen Raum schaffen, damit wir weiterhin unseren Skat spielen können? Eure Invaliden.“

Prompt stellte sozusagen der Weihnachtsmann die Baracke in den Hoesch-„Wald“, die der Lebensabendmuße der Invaliden Heimat geben sollte. Die Invaliden waren glücklich. Zu 10 und 15 saßen sie, vornehmlich in den Nachmittagsstunden, beim Prasseln der Kloben, die sie sich selbst herangefahren und gespalten hatten, rauchten sich eins und spielten Karten. Als es wieder Frühling wurde, ergriffen sie dankbar Besitz von dem rund ums Haus ausgesparten Gärtchen, setzten sich auf die frischgestrichenen Gartenmöbel und droschen weiter. Sie waren 70 und 80 Jahre alt.

Fehlte heute einer, mit dem man noch gestern gemütlich zusammengehockt hatte, und bestätigte etwa ein Nachbar die Ver-

mutung, daß er nicht wiederkommen würde, so nickten sie einander zu, still und voll Begreifen: Der war einen Schritt weitergegangen, in des lieben Gottes Grünanlagen...

Sie finden sich

Die „Zugänge“ aber überwogen die „Abgänge“ in der Kläppkenbude. Man merkte es ganz besonders im Frühjahr 1956, d. h. von dem Termin an, der die „Pensionierung mit 65 Jahren“ brachte. Da fanden immer mehr Pensionäre den Weg ins Blockhaus im Hoesch-Wald. Unter den Neuen, von denen so mancher „Junge von 65“ noch „rüstig wie ein Vierziger“ anmutete, waren sogar einige, die kamen gar nicht „von Hoesch“! Ja, was war denn das? Pensionäre von der Post, von Straßenbahn und Eisenbahn, von der Stadt... „Und ihr wollt hier bei uns...? Na, hört mal...!“

Nun ist das Kiebitzen doch nicht polizeilich verboten, besonders, wenn der Platz, an dem die Spieler sitzen, eingezäunt ist und der Kiebitz außerhalb der Hecke steht, über die hinweg er den andern in die Karten guckt. Und ob es gesetzlich statthaft ist, durchs Fenster in die Kläppkenbude hinein zu kiebitzen, das dürfte selbst im BGB schwer festzustellen sein! Sicher ist, daß die Kläppkenbude eine wachsende Anziehungskraft besitzt. Wer sich nur mal einen Augenblick lang in Tageslauf und Seelenlage eines Pensionärs zu versetzen vermag, wird das gut begreifen: Wenn der alte Herr die kleinen und großen Handreichungen getan hat, auf die Mutter einen ebenso verbrieften An-

spruch hat wie er auf seine Rente, müssen die Stunden irgendwie ausgefüllt werden. „Wenn man nur die häuslichen Wände 'aufguckt, wird man rammdösig!“ Bewegung in frischer Luft ist immer gut, und schließlich: Warum nicht Skat kloppen? Man hat es sich redlich verdient!

Wichtig ist die Gemeinschaft,

der seelische Halt am Schicksalsgenossen, der auch alt und müde, dazu invalide ist, der sich auch abfinden muß damit, daß nun nicht mehr viel kommt. Von einem, der jahrzehntelang die gleiche Werksluft geatmet, die gleiche schwere Arbeit getan hat, geht gleicher Trost aus wie von den Dächern und Schloten des Werkes, das man nicht mehr betreten darf. In seinem Bannkreis verweilen, in seinem Schatten sitzend die letzten Jahre verspielen — das tut gut.

Gut tut auch, daß man sich noch ein bißchen nützlich machen kann mit Laub-rechen, mit Auskehren, Staubwischen oder gar Fensterputzen, in der Kläppkenbude nämlich. Der „Hausverwalter“ Reinhold Cibulla, der morgens meist der erste ist, hat sich ja noch eine Extrapflicht gesucht: Als passionierter und erfolgreicher Brief-taubenzüchter wollte er gern die Sport-platz-Tauben betreuen. Gewissenhaft pflegt er nun den Schlag und teilt täglich jeder Taube ihre 30 Gramm Mischfutter aus Gerste, Wicken, Kleie, Weizen zu. In taubenzüchterischer Hinsicht berät er sich gern mit dem

„Alterspräsidenten“

der Kläppkenbude, dem 82jährigen Franz Neuß, ehemals Rohrschlosser, der sich trotz seines hohen Alters nicht vor der steilen Stiege zu seinem Taubenschlag mit 24 ausgesuchten Tieren fürchtet.

Damit man ihn bei Tag und Nacht leicht holen konnte, bekam Neuß eine Werks-wohnung in der „Kolonie“ in der Schlosserstraße zugewiesen, und die Tauben durften mit einziehen, obwohl das Halten von Tieren in Werkswohnungen verboten war... Das Auge, das da zu-gedrückt wurde, und Neuß' Hausschlüssel, der im Werk hing und mittels dessen der Bote manch liebes Mal nachts mitten in das Neußsche Schlafzimmer „einbrach“, wogen einander auf! Mit dem Skatspielen klappt es nicht mehr. Die Augen, die die Karten nicht mehr unterscheiden können, würden „Pudels“ machen, die die andern dann mit zu zahlen hätten. Aber die Kläppkenbude würde den anderen leer und verödet vorkommen, wenn nicht der Alterspräsident täglich käme, um still bei ihnen zu sitzen, friedfertig, gesamt-melt, gelöst und ein wenig jenseitig... Ein „Püllken“ Doppelkorn, zu dem die Sozialabteilung uns für diesen Nach-mittag eingeladen hat, und noch eins (weil manchmal bis zu 40 hier versammelt sind) löst die Zungen. Am lebhaftesten betei-ligen sich am Rundgespräch, vor der pau-senlos ablaufenden Geräuschkulisse — „18, 20... Karo einfach... Mensch, wo er doch den zweiten Jungen hatte... Ja,

Reinhold Cibulla, der „Hausverwalter“ der Kläppkenbude, bei der Pflege der Hoeschpark-Tauben





Großputz in der Klappbude. Jeder hat seine „Funktion“

Grand aus der Hand... Passe...“ —, Franz Schwarz vom Hochofen, Hermann Domhöfer aus der Drahtverfeinerung, Jakob Vogelsang, der nacheinander die Blechwalzwerke mit aufbauen half, Gustav Kirchner von der Maschinenabteilung. Und manches, was wir in Unterhaltungen mit anderen, teils schon pensionierten und teils noch tätigen „goldenen“ und noch nicht ganz goldenen Jubilaren erfahren hatten, klingt auch wieder an und wird bestätigt. Das waren Franz van Winssen und Karl Heinrich Welschhoff von der Steinfabrik, Albert Brandt und Josef Böhm von den Eisenbahnwerkstätten, der erste Hoeschparkwächter August Urban, Franz Mertinkat und Johann Piotrowski aus dem Baroper Walzwerk.

„Wie damals, wie damals...“

Allen diesen ist lebendige Wirklichkeit, was uns, die wir die kontinuierlichen Halbzeug-, Feineisen- und Breitbandstraßen buchstäblich aus der Erde schießen sahen, anmutet wie ein Sang aus längst verklungenen und eigentlich gar nicht gewesenen Zeiten. Hier stehen Zeugen auf für einen Arbeitstag, so lang und so hart, wie wir ihn uns nicht vorstellen können, für ein Leistungs- und Durchstellvermögen, das heute unbegreiflich anmutet, für eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in persönlichen Belangen, die heute unfassbar erscheinen.

„Ich bin lieber immer zu früh gekommen. Da hatten wir in den Eisenbahnwerkstätten zusätzlich noch eine Stechuhr, die zeichnete vor 6 Uhr blau, nach 6 Uhr

rot. Bei mir hat sie nie rot gezeichnet...“ „Mein Henkelmann kam auf dem ‚Speisewagen‘ ans Werkstor. Der Wagen war heizbar, jeder hatte dort seine Nummer, und täglich zwei Pfennig Benutzungsgebühr wurden vom Lohn abgezogen...“ „Der Schichtlohn? Reden wir lieber nicht davon! Aber das Leben war auch billiger als heute: Man konnte mit fünf Pfennig in der Tasche in die Wirtschaft gehen, und der Schnaps, den man dafür ausgeschenkt bekam, war größer als heute einer für acht- oder zwölfmal soviel. In der Gronaustraße war eine Wirtschaft, da bekam man ein ‚Pülleken‘ für einen Groschen. Der Liter Schnaps kostete 60 Pfennig, später 80 Pfennig, und für einen Groschen konnte man auf der Straßenbahn durch die ganze Stadt fahren!“

„Unser Leben bestand in Arbeit und Schlaf“

Fragt man die alten Herren nach Freizeitgestaltung und Hobby, schütteln die meisten von ihnen verwundert den Kopf: „Dazu blieb doch gar keine Zeit! Unser Leben bestand in Arbeit und Schlaf.“

„Keine Stunde war übrig, um sich herumzutreiben und Allotria zu machen!“ „Als ich Soldat wurde, hatte ich noch kein Kino gesehen! Nur im Turnverein ‚Jahn‘ und ‚Eintracht‘ war ich zu finden. Ich mußte mir bei dem vielen Staub, den ich tagsüber einatmete, doch ‚eine große Lufttröhre‘ erhalten...“

„Anno 1905, da spielten wir Laufjungen in der Mittagsstunde Fußball auf dem

Werkshof. Das Werksgelände war ja so klein, verglichen mit heute. Die Oesterholzstraße ging durch bis zur Hildastraße. ‚Ums Werk herum‘ war man in gut zehn Minuten...“

„Wißt ihr noch, wie wir die Klärteiche saubergemacht haben? Alte Säcke um die Beine gebunden und hinein in den Schlamm! Gummistiefel?“

„Wißt ihr noch, was es kostete, wenn man samstags in der Hildastraßen-Kaue ein Bad nehmen wollte? Einen Priem kostete es, für den Kauenwärter...!“

„Ich meinte doch, daß ich zu dem zähen Schlag aus den Ostprovinzen gehörte, und schließlich war ich 1,98 m groß. Aber am Hochofen (wo sie immer auf der Suche nach Großen und Starken waren) sah Direktor Schnettler („der lange Emil“) mich doch bedenklich an. Er sagte zum Betriebschef Schwittler: ‚Der Mann erscheint mir ein bißchen schwach!‘ Aber Dr. Bitter setzte es durch, daß ich auf Probe angestellt wurde. Bin 32 Jahre dort geblieben. Drei Jahre habe ich am Dreispänner gestanden, ich am Stiel und zwei andere an Stricken. Da haben wir zu dritt den schweren Hammer auf die Erzbrocken niedersausen lassen, die ungebrochen vom Hafen kamen. Sehen Sie, wie meine Hände zittern? Das kommt von der Erzschippe.“

Eine Woche lang nicht aus dem Werk gekommen

ist, wer zu der Zeit, als es noch keine Turbinen gab, in der Maschinenabteilung den Bruch der Welle an der Gebläse-



Wenn es leer ist, breiten wir uns aus wie die Großfürsten! Unter dem Fenster der „Alterspräsident“ Franz Neuß (82), hinter dem Fenster der standhafteste der Kiebitze . . .

maschine fürs Thomaswerk miterlebt hat. Zündköpfe, Zylinder, Lager waren auch hin. Eine Dampfmaschine übernahm die Funktionen, während mit solchem Hochdruck repariert wurde, daß es eben eine Woche dauerte, von Montag abend bis Montag abend.

Für den Stocher in der Drahtverfeinerung, der für 40 durchlaufende Drähte das Feuer glühheiß zu halten hatte, gab es kein Verschnaufen und keine Mittagszeit. Kantine? Malzkaffee kochen! Sonntags 16 oder sogar 24 Stunden? Das gehörte dazu. Sie wissen es alle, daß man dann „vor Mattigkeit nicht schlafen konnte, daß beim Aufstehen die Knochen erst richtig weh taten und daß sie, die Knochen, sich erst richtig wieder einschmierten“, wenn man nach dieser 24-Stunden-Schicht bereits um 11 Uhr wieder dastand. Wie sie das ausgehalten haben? „Der Mensch muß eben aushalten! Und ringsum war so viel Erwerbslosigkeit, da konnte man doch froh sein, wenn man einen Arbeitsplatz hatte!“

Wenn es voll ist, sieht es in der Klappkubude etwa so aus. Wenn es noch voller wird, kann man nicht mehr fotografieren!



Die „schwebende Jungfrau“ im Blechwalzwerk

Im alten Blechwalzwerk gab es eine Mangel (Walze), die dadurch bewegt wurde, daß sich drei bis vier Mann an eine Kette hängten, um die Bleche unter die Schere zu ziehen. Zu einer Zeit, die noch so idyllisch war, daß die Frauen den Männern das Essen an den Arbeitsplatz bringen konnten, leisteten sich die Blechwalzwerker einen derben Scherz mit einer jungen Frau, die eben den Henkelmann ausgepackt hatte und staunend zu den Männern aufsah, die — es war Sonntag und Reparaturschicht — an der Kette hingen. Ehe sie recht wußte, was geschah, waren die Männer unten, packten sie, machten Sie an der Kette fest und zogen sie hoch . . .

Da sieht man, wie gefährlich für Frauen der Umgang mit Blechwalzwerkern ist! Es soll aber auch Blechwalzwerker geben, die Strang vor Frauen hatten. So ist z.B. einer sein ganzes Leben lang Einspänner geblieben und „möblierter Herr“, weil er immer Angst davor hatte, daß er vielleicht „eine böse Frau“ bekommen könnte! Im ganzen hatte sich der Posener „gut angelebt“, seine Eltern daheim hatten, solange er denken konnte, „kein krummes Wort“ zueinander gesagt, aber was er an „Krummen“ zu hören und zu sehen kriegte, solange er an der Walze stand und als Kamerad das Familienleben der Kameraden aus der Ferne teilte, das hat ihm gelangt. Wer verheiratet war, der lebte, seiner Vorstellung nach, auf dem Pulverfaß.

Damals, als das Schwungrad riß

„Am 11. Dezember 1902 war es. Ich weiß es genau, denn an diesem Tage hatten wir uns in Kirchnerne zu einer Beerdigung versammelt. Wir saßen in der Bahnhofswirtschaft, um uns noch eben aufzu-

wärmen, da sahen wir den „Pulverwagen“ der Zeche Gneisenau angefahren kommen, gezogen von zwei Pferden. Der brachte Dynamit in Kisten. Auf einmal löst sich oben eine Kiste, ein Knall . . . Und als sich der Pulverdampf etwas gelichtet hatte, war weder von dem Wagen noch von den Pferden mehr etwas zu sehen. Aber bis tief nach Dortmund hinein waren die Fensterscheiben zersprungen . . .“

„Wann das war, als mitten in der Schicht das große Schwungrad im Drahtwalzwerk auseinanderriß? 1908 war es! Ja, Tore hat es gegeben, und die Teile sind über die Werkshalle hinweg bis in die Stahlwerkstraße gefallen. Ein Stück hat das Dach der Betriebskrankenkasse durchgeschlagen!“

Der „Baroper Ochse“

Wer Pförtner im Walzwerk Barop gewesen ist, der weiß, daß dort verhältnismäßig wenig Unehrlichkeit zu beklagen war. Wenn wirklich mal einer „unterm Arm“ was mitnahm, was ihm nicht gehörte, so ließ sich mit götlichem Zureden damals mehr erreichen als heute mit hartem Griff.

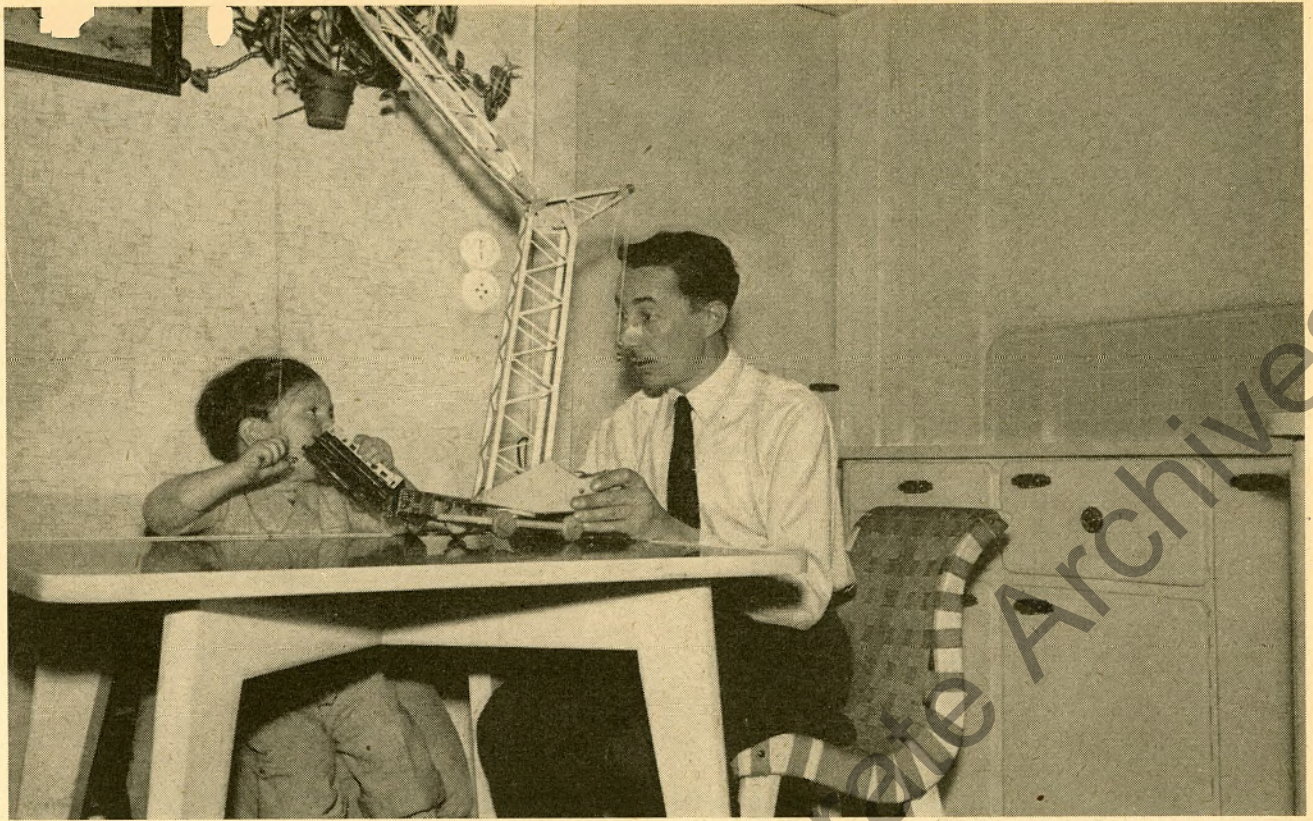
Von den Alten kannte einer den anderen, und die „Vertellkes“, die so zum Werk gehörten, konnte auch jeder erzählen. Das Netteste ist die Geschichte vom Baroper Ochsen, der in der guten und sparsamen Zeit um 1900 „die Seele des Werkes“ gewesen sein muß: Der Ochse hieß „John“. Er gehörte dem Aufsichtsratsvorsitzenden und Ziegeleibesitzer Julius Brand, der seines braunen Bartes wegen „der braune Brand“ genannt wurde. John brachte die Stückgüter von der Bahn, John holte die Kohlen von der Zeche Luise und transportierte die Blöcke.

Solange John rüstig war, brauchte Barop kein Pferdegespann, und daß John rüstig blieb, dafür sorgte das Auge des Herrn, der täglich in den Stall ging und sich davon überzeugte, daß John auch das Richtige in der Krippe hatte. Er soll mal gesagt haben: „Mir ist es lieber, es fehlen zehn Mann, als der Ochse fällt aus . . .!“

Bitte, lieber Weihnachtsmann

Über dem eifrigen Erzählen ist der frühe Herbstabend hereingebrochen. Die Karten liegen auf dem Tisch, die Stumpfen glühen durch die Dämmerung. Ja, die Skatspieler müssen früh Feierabend machen, weil die Klappkubude kein elektrisches Licht hat. Die Alten vom Beginn 1953 brauchten das auch nicht; die gingen, wenn das Tageslicht schwand, müde nach Hause. Aber heute sind es so viel mehr, und viele sind wesentlich jünger. Es können im Winter längst nicht alle drankommen zum Spielen.

Wenn man die Bude ein bißchen erweitern könnte? Und beleuchten? Und hygienisch einrichten? Es dauert nicht mehr lange, dann wird es Weihnachten . . . Bitte, lieber Weihnachtsmann, denk doch an deine alten Kinder! Sie sind ihr Leben lang sooo brav gewesen . . .



Vater und Sohn Toplacher in der Küche. Tisch, Stühle, Küchenschrank, Bild, Blumenhalter und Kran — alles selbst gemacht

Ein Hobby? Ich habe ein Dutzend . . .

Bücherbrett Marke Toplacher. Darauf: selbst eingebundene Bücher, daneben Bild eigener Erfindung: Linolschnitt mit Überzug aus Gold-emaillé



Beim Turnier der Hoesch-Steckenpferd-reiter vor Jahr und Tag hat er für ein Olbild einen Preis bekommen. Einer der Preisrichter traf ihn vor kurzem in unserer Buchbinderei. Den Einbänden, die er für einige Lieblingsbücher und für seine Jahrgänge von unserer „Westfalenhütte“ sowie für „Werk und Wir“ gemacht hatte, konnten unsere Fachleute ihre Anerkennung nicht versagen: „Das können Sie also auch!“

Der gelernte Möbeltischler *Stephan Toplacher*, der erst 1954 aus Frankreich nach Dortmund gekommen ist und als Hüttenarbeiter bei uns angefangen hat, zwirbelt sein Bärtchen: „Ich kann noch mehr! Wenn Sie den Weg zu mir nach Dorstfeld nicht scheuen . . .“

„Ich schicke Ihnen jemand“, versprach der Preisrichter, „mit Block und Bleistift und Kamera. Dann werden wir über Ihre Hobbys berichten.“

Es ergab sich, daß Familie Toplacher zunächst in einem Hinter-Hinterhaus eine „Wohnung“ innegehabt hatte, die wegen Baufälligkeit hatte geräumt werden müssen, und daß bei ihrem glück-

haften Vorrücken ins Hinterhaus in zwei sehr kleinen Räumen unendlich viel notwendig gewesen war an Ausbesserungsarbeit, Gipsen, Tapezieren. Aber welcher zünftige Kumpel, der noch ein paar rat- und tatkräftige Kameraden im Rücken hat, kann das schließlich nicht? Bei Toplachers erhob sich, als die Wohnung fertig war, die Frage: „Was stellen wir nun hinein?“ Mit Couch, Kombi-Schrank, Nähmaschine für die ebenso fleißige wie vielseitige Mutti und Gitterbett für den heute zweijährigen Uwe war auch das erste Räumchen nur zur Hälfte gefüllt, und schließlich will man ja kochen! Der findige Vater ließ einen LKW voll Eierkistenbretter anfahren, die im Schuppen gestapelt werden durften. Der Trockenboden wurde zur Werkstatt, in der er, ohne Maschinen, „nur mit Hand und Hobel“ und Mutters tatkräftiger Unterstützung supermoderne Küchenmöbel nach schwedischer Vorlage zu zimmern begann. Als es darum ging, das Eierkistenholz mit Resopalbelag klebend zu verbinden, mußten dicke Pflastersteine die Presse ersetzen, und was alles ein-

gebaut wurde an Haltern für Gläser, Küchengeräte und Eier, na, das ist einfach eine Wucht! Die an Sitz und Lehne bandgeflochtenen Stühle bekamen den von einem schwedischen Arzt vorgeschlagenen gesundheitlichen Schwung: hinten drei cm niedriger als vorn. Wenn Vater und Sohn am raffiniert gebauten Küchentisch mit dem von Vater selbst konstruierten meterhohen Kran spielen, sitzen sie auf diesen Stühlen so bequem wie in Klubsesseln!

Mutter hatte inzwischen Gardinen genäht. Leisten dafür und Bretter? Kleinkheit! Sie hätte gern etwas Grünes an der

geholt hatte und auf dem alten Couchgestell, das Vater mit neuen Federn versehen und verschnürt hat, noch nicht schlafen kann. Was tun? Keine Bange! Vater wird drei Sessel machen, einen mit einer linken Lehne, einen mit einer rechten, einen mit gar keiner. Zusammengebaut ergeben sie ein Lager für Uwe, um das ein König ihn beneiden kann. Die Federung wurde schnell ein bißchen vorprobiert an einem Hocker, der sonst aus einem Stück Cordsamt und viereckig zusammenge nähten Lederresten entstand. Die Garderobe nach Maß im winzigen Flürchen, aus Leisten und Schnüren ge-

Sie's holen“, dann tritt der Handwagen in Aktion. Mutter fährt ihn leer hin, Vater bringt ihn voll wieder. Gronaustraße — Dorstfelder Hellweg — auch das ist Training, und der Weg wird nicht ganz so weit wie zum Tor III, von dem im Handwagen jeweils zwei Sack Zement auf Privatbestellung abgekarrt werden wollen! Dann geht es auch mal nach der anderen Richtung: Abfall auf der Kippe einer Kokerei ergibt wunderbare Platten für die Gartenwege, hin zu Uwes Sandkasten. Nur geholt wollen die Brocken werden! Und dann ist natürlich wichtig, das so mühsam Beschaffte auch heim-



Toplacher vor seiner Laube
Fundament und Fachwerkgerüst sind schon deutlich zu erkennen



Der selbstgemachte moderne Tisch kann als Staffelei dienen.
Auf dem selbstgemachten Hocker hockend, malt Stefan Toplacher seine Bilder selber!

Wand hängen, Blumentöpfe, wenn es ginge... Vater nahm ein Stück Schweißdraht, plante, bog Schlingen und schweißte, und der Zimmergarten war fertig. Vaters Gedanken aber waren vorzüglich mit dem dreieckigen Tisch beschäftigt, der im Wohnzimmer stehen und, mit angeklammerten Haltern versehen, ihm zugleich als Staffelei dienen sollte. Farbkasten mit allen Schikanen hat er sich aus Frankreich mitgebracht. Ein Kakteenstischchen mit Eternit-Belag entstand nebenbei. Wandbretter für Bücher sind kein Problem für einen Tischler, auch wenn die Rohrkonstruktion verlangt, daß sie z. T. in der Decke festgekipst werden müssen. Schlimmer war, daß Uwe sich im Krankenhaus eine Abneigung gegen sein Gitterbett

macht, die Steh- und Wandlampen mit blütenkelchartigen, selbstbemalten Schirmchen — das sind „kleine Fische“ für einen, der „wenig essen, wenig schlafen!“ zu seiner Devise gemacht hat und der, die unentbehrliche Zigarette zwischen den Lippen, *Baupläne* wälzt! Es handelt sich um das Gartenhäuschen, das in seinem etwa zehn Gehminuten entfernten Schrebergarten wächst. Das Fundament ist schon fertig. Fachwerkgerüst für die Vorderfront steht auch, und an der rückwärtigen Terrasse ist als letzte Masche das Glasmosaikmuster mit Erfolg angelegt worden. Steine dafür? Man kann doch bei Abbruch mal fragen, selbst wenn die Stellen, wo neu gebaut werden soll, weit im Norden liegen! Heißt es „Können Sie gern haben, wenn

beständig zu verankern. Es könnte, nun es da ordentlich aufgeschichtet liegt, Liebhaber finden... Also: die Kelle in die Hand genommen und gemauert, und wenn es am Tage nur zehn Steine sind! Mauern, solange das Wetter es erlaubt, und dabei träumen von einer Bildschöpfung, die die Front zieren soll.

„Keine fünf Minuten sitzt mein Mann müßig“, seufzt lächelnd Mutter und vergißt fast dabei, daß sie es nicht anders macht: Wenn er um 4.40 Uhr das Haus verlassen hat, bleibt sie auf, und nähend, strickend, stückend sitzt sie noch bei ihm, wenn er spät in der Nacht sein eigentlichstes Hobby pflegt und Seite um Seite eines selbst eingebundenen Buches mit Wappen bemalt!

Sinnvolle Erfüllung der Freizeit durch Theaterfreunde

Berlins Volkesbildungssenator Prof. Dr. Joachim Tiburtius, Mitglied des Gesamtvorstandes der Freien Volksbühne Berlin und des Vorstandes des Verbandes der deutschen Volksbühnen-Vereine, sprach auf der Hauptversammlung der FVB über das Thema „Kultur und Staat“. Wir entnehmen dem Referat die Teile, die sich mit dem Freizeitproblem beschäftigen.

Der große griechische Historiker Polybios hat gemeint, die Demokratie habe es so an sich, daß sie die Menschen in ihrem Zeitaufwand erheblich strapazierte. Sie ist damit dem Können, dem, was der Mensch an praktischer Betätigung lernt, zuträglicher als dem Wissen. Es hat im Altertum Zeiten gegeben, in denen das Wissen erheblich gediehen ist, weil es ruhige Zeiten für die politische Arbeit der Menschen waren. Wir sehnen uns nicht nach solchen ruhigen Zeiten. Wir müssen fürchten und wir haben gelernt, daß auch das Gewissen dabei eingeschlafert wird, und wir wollen das nicht noch einmal erleben. Aber immerhin, wir wollen doch in einer Demokratie vernünftige Daseinbedingungen für die Menschen. Es kommt also darauf an, wie man Wissen, Anschauung und Empfänglichkeit für die Dinge des Geistes ins richtige Gleichgewicht zueinander setzt.

Dabei müssen wir nun an das denken, was wir in der *Volksbühne* schon oft besprochen haben: Wie wollen wir uns gerade als Volksbühnenmitglieder unter den Verhältnissen einrichten, die durch die Verkürzung der Arbeitszeit jetzt die große

säkulare Umgestaltung des Berufslebens

mit sich bringt? Diese Verkürzung der Arbeitszeit wirkt überall bis in die Schulen hinein. Wir wollen uns sehr ernste Gedanken darüber machen, ob die große Entwicklung, die man sloganartig jetzt gern schon als Entwicklung zur 40-Stunden-Woche kennzeichnet, nicht auch ganz neue Aufgaben stellt für die Erfüllung des Sinnes, den eine wachsende Freizeit hat. Wir werden eine ganz neue Lage erleben, wenn es etwa dazu kommen sollte, einen ganzen Wochentag freizustellen. Das Familienleben kann sich dann stärker entfalten. Das ist eine große Arbeit, die wir für die Menschen leisten müssen. Das ist ein Thema, das auch unseres Nachdenkens wert ist.

Das Leben wird reicher, mannigfaltiger, aber vielleicht in gewissen Teilen ein wenig teurer ausfallen. Wenn das richtig ist, dann wird es zunächst eine Frage der ganzen Kulturentwicklung sein, ob sich

Menschen in ihrer neugewonnenen Freizeit den Wegen kulturellen Lebens zuwenden, die den Vorzug größerer Billigkeit haben: Museen, Teile des Sports, vielleicht auch des Wanderns in den Grenzen, die möglich sind. Wir werden große Probleme der Freizeitgestaltung durch die Umstellung des ganzen Lebens auf einen freien Sonnabend, durch den Wechsel vom Sonnabendabend auf Freitagabend in gewissen Betätigungen, namentlich auch der Familie, erleben, und wir werden vor der großen Frage stehen, ob wir den *Theaterbesuch* nicht noch mehr als bisher durch Hilfen des Staates, durch Hilfeleistungen der Allgemeinheit verbilligen sollen, um damit

neue Möglichkeiten

für die nach einem Theaterbesuch verlangenden Menschen zu schaffen. Es wird sich hier fragen, auf welchem Wege der Staat denen die Hand reichen kann, denen mit seiner Hilfe nähertreten kann, die nach einem Theaterbesuch gerade auf hoher Stufe verlangen.

Es gibt hier drei große Gemeinschaften — so glaube ich sagen zu sollen —, die sich neben unserer Volksbühne für eine derartige Kulturarbeit anbieten: einmal die *Theatergemeinden* mit ihrer Gliederung der Platzsorten und Gruppen nach Qualität der Plätze und Höhe der Preise.

Ferner die Frage des *Abonnements*. Wir haben hierzu in der Volksbühne einen großzügigen Standpunkt und sagen, wir neiden keinem Menschen seine Form, verbilligt ins Theater zu gehen, und man mag das Abonnement entfalten, solange und sobald wir hoffen dürfen, außerdem eine genügende Zahl von Plätzen zu haben, und solange staatliche Zuschüsse es uns erlauben, diese Plätze unseren Mitgliedern zu geben und etwas weitherzig sein zu können in der Aufnahme von neuen Mitgliedern; solange wollen wir nicht polemisch ablehnend gegen die Form des Abonnements stehen. Es gibt andere, die anders denken. Wir finden die Volksbühne sehr viel schöner

mit ihrer großen inneren Geschlossenheit, der Bereitwilligkeit ihrer Mitglieder, sich einer guten Lenkung durch das Los anzuvertrauen.

Nun gibt es eine große dritte Gruppe, mit der man sich in freundschaftlicher Achtung ja auch einmal unterhalten muß. Das sind die *Gewerkschaften*. Hier ist kein eigentliches Konkurrenzverhältnis festzustellen, im Gegenteil, ein sehr freundschaftliches, eben in der Arbeit vom Sozialen her, von der Arbeitszeit der Menschen, von ihrer Einkommensbildung, von der Unterlage des Einkommens in den neu sich entwickelnden Freizeiten. Deswegen ist es wohl erlaubt, wenn man von den Beziehungen der Kultur zum Staate und zur Gewerkschaft spricht, auch einmal daran zu erinnern, daß 1890 in den Tagen der Gründung der Volksbühne in Berlin diese Beziehung eine starke Bedeutung gehabt hat. Es war damals doch so, daß schon in den Anfängen der Serien- und Massenfabrication sich der tiefe Notschrei aus der Arbeiterschaft erhob: Gebt unserem Lebenswerk einen seelischen Gehalt, die Arbeit liefert ihn uns nicht mehr. Damals brachen die Gewerkschaften in diese Bewegung mit stärkstem Anteil in die neu sich bildende Volksbühne hinein. Der moderne Industriearbeitnehmer hat ihr stark das Gesicht mitgegeben. Wir erleben das ja heute auch wieder, daß gerade gegenwärtig das Streben nach Lohnausgleich im individuellen Verbrauch die Freizeitbewegung wieder neu belebt.

VORHANG AUF!

Die Städtischen Bühnen bringen eine Reihe neuer Theaterstücke, unter ihnen einige Erstaufführungen. Vorerst beschränken wir uns auf kurze Hinweise auf

„Unsere kleine Stadt“

Es ist die Darstellung eines Kleinstadtlebens einer amerikanischen Stadt um die Jahrhundertwende. Kein Weltuntergang, keine H-Bombe, keine Erdsatelliten bedrohen das Leben der Menschen zu dieser

Zeit. Und doch sind sie beunruhigt; ihr eigenes Leben ist es.

Wilders Werk will sicherlich auch ausdrücken, ob man das Leben nicht erst versteht, wenn man gestorben ist. Ist es nicht besonders heute so, daß man viele Tode sterben muß, ehe man das Leben begreift und anerkennt?

In „*Unsere kleine Stadt*“ läßt Wilder in einer Art japanischen Stegreiftheaters Blühen — Werden — Vergehen an uns vorbeiziehen. Ein Spielleiter, der das göttliche Amt übernommen hat, läßt die

Person aus dem Unsichtbaren kommen, überwacht und kommentiert ihr Handeln und läßt sie dorthin wieder zurückgehen, woher sie kamen.

„Unsere kleine Stadt“ zeigt so die verschiedenen Stufen der Menschen zwischen ihrem Sein und Nichtsein. Der Wunsch von Emily — im dritten Akt zu den Gestorbenen angekommen —, noch einmal nur für einen Tag zu ihren Eltern zurückzukehren, greift ein altes und bekanntes Thema auf.

„Die Hochzeit des Figaro“

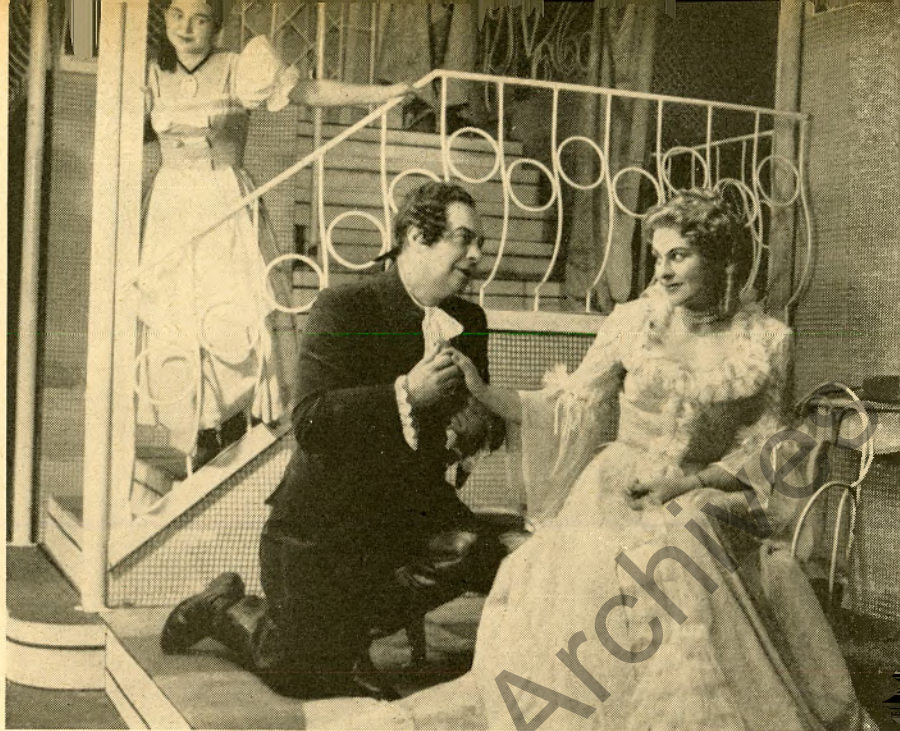
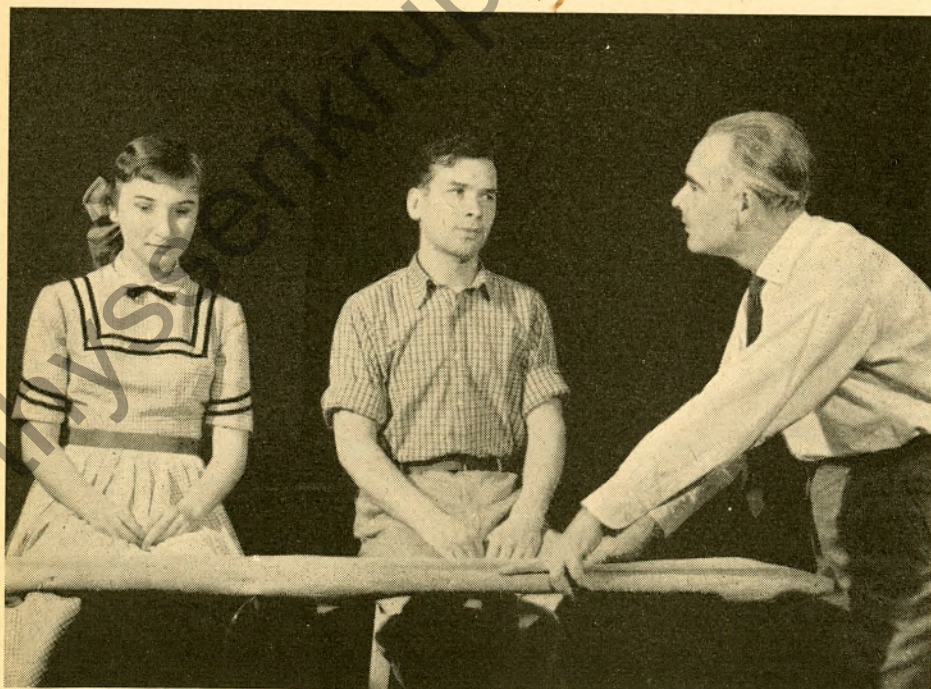
In vier Akten bringen die Städtischen Bühnen in einer Neuinszenierung Mozarts komische Oper „Die Hochzeit des Figaro“ heraus.

Es ist das alte Spiel der komischen Opern mit Verwechslungen und Täuschungen, die für alle zu einem guten und glücklichen Ende führen. Das im 18. Jahrhundert spielende Stück kennt noch das feudale „Recht der ersten Nacht“. Großmütig wird hier auf die Wahrnehmung dieses Rechtes verzichtet.

So kommt schließlich Figaro, der Kammerdiener des Grafen Almavia, nach Überwindung mancher Hindernisse noch zu seiner und Susannas Ehe.

Der Text nach Beaumarchais von Lorenzo da Ponte in der deutschen Bearbeitung von Hermann Levi hat durch Mozart eine Vertonung erfahren, die zu den heitersten der deutschen Musikgeschichte gehört. Wer kennt nicht das weltbekannte Lied des Figaro, der schier alles, aber auch alles und noch dazu in überstürzender Eile zu erledigen hat. Es ist so recht eine komische Oper, die unseren Mitarbeitern Freude und Entspannung vermittelt.

Thornton Wilder: „Unsere kleine Stadt“; v. l. n. r.: Boeckler, Seidel, Olbrück



W. A. Mozart: Die Hochzeit des Figaro; v. l. n. r.: Siegel, Kleinen, Lacorn

Wann gehen wir ins Theater?

2524 Mitglieder zählt die „Gruppe Westfalenhütte“ der Volksbühne. Die einzelnen Serien haben folgende Spieltage (Beginn immer um 19 Uhr):

Serie 8

- 10. 12. 1957 Schauspielhaus
- 13. 1. 1958 Opernhaus
- 5. 2. 1958 Schauspielhaus
- 28. 2. 1958 Schauspielhaus
- 28. 3. 1958 Opernhaus
- 25. 4. 1958 Schauspielhaus
- 22. 5. 1958 Schauspielhaus
- 24. 6. 1958 Opernhaus

Serie 9

- 10. 12. 1957 Opernhaus
- 13. 1. 1958 Schauspielhaus
- 7. 2. 1958 Schauspielhaus
- 4. 3. 1958 Opernhaus
- 28. 3. 1958 Schauspielhaus
- 20. 4. 1958 Opernhaus
- 23. 5. 1958 Schauspielhaus
- 18. 6. 1958 Schauspielhaus

Serie 10

- 2. 12. 1957 Opernhaus
- 10. 1. 1958 Schauspielhaus
- 31. 1. 1958 Opernhaus
- 3. 3. 1958 Schauspielhaus
- 1. 4. 1958 Schauspielhaus
- 21. 4. 1958 Opernhaus
- 21. 5. 1958 Schauspielhaus
- 20. 6. 1958 Opernhaus

Serie 11

- 22. 11. 1957 Schauspielhaus
- 20. 12. 1957 Opernhaus
- 26. 1. 1958 Schauspielhaus
- 21. 2. 1958 Schauspielhaus
- 10. 3. 1958 Opernhaus
- 5. 4. 1958 Schauspielhaus
- 24. 4. 1958 Opernhaus
- 17. 5. 1958 Schauspielhaus
- 30. 5. 1958 Schauspielhaus

Serie 15

- 29. 11. 1957 Schauspielhaus
- 27. 12. 1957 Opernhaus
- 30. 1. 1958 Schauspielhaus
- 22. 2. 1958 Schauspielhaus
- 21. 3. 1958 Opernhaus
- 11. 4. 1958 Schauspielhaus
- 5. 5. 1958 Opernhaus
- 27. 5. 1958 Schauspielhaus
- 26. 6. 1958 Opernhaus



Achte auf dich und die anderen!

Das liebe Licht

Verwende nur die vorgeschriebenen und für zulässig erklärten Beleuchtungseinrichtungen.

Überzeuge dich vor Antritt jeder Fahrt, ob das Fernlicht, das Abblendlicht, die Begrenzungsleuchten (Standlicht), die Schlußleuchten, die Bremsleuchten, die Kennzeichenbeleuchtung, die Beleuchtung des Fahrtrichtungsanzeigers und die Kontrollampen für Fernlicht und Fahrtrichtungsanzeiger betriebsfertig sind; kontrolliere auch die Rückstrahler; führe Einsatzbirnen mit.

Ein Suchscheinwerfer darf nur gemeinsam mit der übrigen Beleuchtung, der Rückfahrscheinwerfer nur bei eingeschaltetem Rückwärtsgang brennen.

Lasse deine Scheinwerfer von Zeit zu Zeit in einer Werkstatt einstellen.

Bei beginnender Dunkelheit schalte möglichst früh die kleinste Lichtstufe ein, damit dein Fahrzeug von vorn und hinten erkennbar ist.

Warte mit der stärkeren Lichtstufe solange wie möglich und kontrolliere die Notwendigkeit hierzu am entgegenkommenden Verkehr.

Viele und schwere Unfälle entstehen durch Blendung, daher benutze das Fernlicht nur auf freier Strecke.

Blende ab

bei jedem entgegenkommenden Verkehr, auch vor Radfahrern und Fußgängern und auch vor dem entgegenkommenden Verkehr neben der Straße.

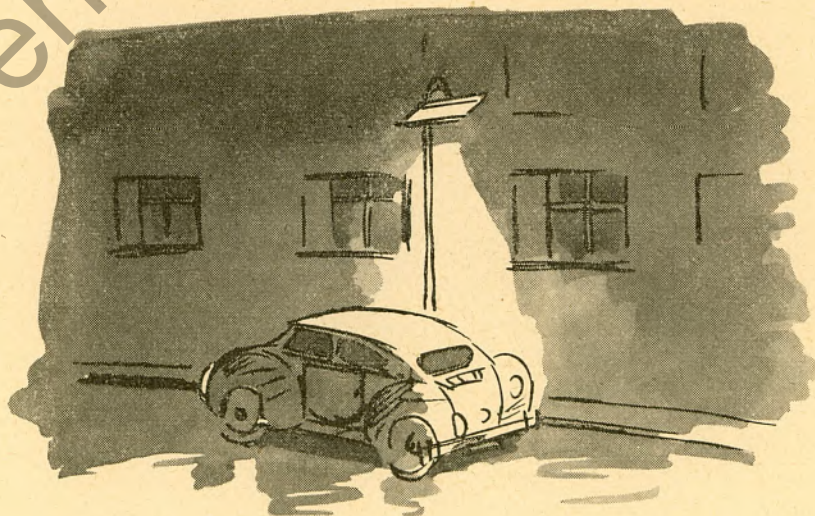
Blende ab, wenn du einem anderen Fahrzeug folgst. Blende ab im Ortsverkehr; in gut beleuchteten Straßen fahre nur mit Standlicht.

Hältst du vor Bahnübergängen, benutze das Standlicht, damit Schranken und Lichtanlagen für den entgegenkommenden Verkehr sichtbar bleiben.

Bei Nebel oder Schneefall fahre mit Abblendlicht, zusätzlich hierzu sind ein oder zwei Nebelscheinwerfer gestattet; bei Benutzung des Standlichts würdest du nicht gesehen werden.

Hältst oder parkst du während der Dunkelheit auf der Fahrbahn, benutze das Standlicht; für Personenkraftwagen und Kombinationskraftwagen sind in Ortschaften Parkleuchten gestattet.

Stellst du deinen Wagen unter einer Straßenlaterne oder einer anderen Lichtquelle ab, so achte darauf, ob sie die ganze Nacht brennt und daß sie vor allem das Heck deines Fahrzeuges beleuchtet.





Der böse Winter

Im Winter wird die Verkehrssicherheit durch die Witterung entscheidend beeinflusst. Lange Dunkelheit, Regen, Nebel, Schnee und Glatteis stellen erhöhte Anforderungen an alle Verkehrsteilnehmer.

Denke an den früheren Beginn der Dämmerung; bei Zwielicht und Dunkelheit mußt du langsamer fahren, darum berücksichtige die längere Fahrzeit; bedenke auch, daß das Fahren in der Dunkelheit besonders anstrengt.

Nimm auch die Gefahren des Regens nicht leicht. Schwacher und gerade einsetzender Regen — besonders Sprühregen — verursachen Schleudergefahr.

Bei nasser Fahrbahn nimmt Spritzwasser anderer Fahrzeuge dir plötzlich die Sicht; dann hilft der Scheibenwischer nur zusammen mit einer Waschanlage oder bei starkem Regen.

Nebel ist gefährlich . . .

Bei Nebel schalte möglichst frühzeitig Abblendlicht ein, damit du gesehen wirst. Fahre langsamer, damit dein Anhalteweg nicht länger ist als deine Sichtweite. Kannst du wegen zu starken Nebels den Straßenverlauf oder Hindernisse nicht mehr rechtzeitig erkennen, stelle dein Fahrzeug verkehrssicher ab.

Besonders tückisch sind Nebelschwaden und Bodennebel, die unvermittelt in Niederungen, in Waldstücken und in der Nähe von Wasser auftreten. Bremsen ab, sobald du diese Gefahr erkennst, und rechne mit weiteren Nebelbänken.

Auch wenn du bei klarer Witterung auf der Fahrbahn parkst, denke daran, daß Nebel auftreten kann.

. . . und vor allem: Schnee und Glatteis

Bei Schneefall fahre langsamer und mit Abblendlicht. Beschneite Fahrzeuge sind schwer erkennbar. Schnee auf der Straße verdeckt ihre Räder; zur Seite geräumter Schnee macht die Fahrbahn schmaler. Halte Windschutz- und Heckscheibe sowie die Außenspiegel schneefrei.

Auf stark befahrenen eingeschnittenen Straßen entsteht leicht Schneeglätte und damit Rutschgefahr.

Auf Straßen mit hohem Schnee bleibt man besonders an Steigungen und bei Schneeverwehungen leicht stecken. Dann hilft nur eine gute Winterrüstung, sonst bringst du den ganzen Verkehr ins Stocken. Darum versieh dich mit Winterbereifung oder Schneeketten, wenn du in schneereiche oder gebirgige Gegenden fährst. Eine Decke, besser noch ein Sack Sand und eine Schaufel leisten gute Dienste. Fahren im Schnee verlangt eine veränderte Fahrweise, sei sparsam mit dem Gas und vorsichtig mit der Bremse.

Glatteis ist vor allem deshalb so gefährlich, weil es meist unvermutet auftritt und beim Entstehen schwer erkennbar ist. Bei gefrorenem Boden schlagen sich Regen und Nebel als Glatteis nieder. Glatteis bildet und hält sich oft streckenweise, besonders an schattigen Stellen, in Waldstücken, auf und unter Brücken, an Böschungen, auch wenn die Sonne die übrige Straße getrocknet hat. Darum sind Glatteiswarnungen und rechtzeitiges Streuen so wichtig.



Warum

Krankenkontrolle?

Es ist eine Erfahrungstatsache, daß nicht alle Menschen in ihrem Verhalten gleich einsichtig, gleich anständig und gleich gut sind. Wenn dem so wäre, brauchten wir beispielsweise keine Polizei, keine Richter, keine Aufsichtsbeamten und ähnliche Personen, die darüber wachen, daß die Gesetze und Einrichtungen, die zum Schutze und zur Ordnung des Gemeinschaftslebens geschaffen wurden, nicht übertreten werden.

Wie überall, so gibt es auch in einem Betrieb — je größer, desto mehr — einen gewissen Prozentsatz von Menschen, die der Versuchung nicht widerstehen können, sich durch Unredlichkeit, Täuschungen oder auch durch ein Unterlassen oder Hinauszögern zusätzliche Vorteile durch mißbräuchliche Ausnutzung sozialer Bestimmungen und Einrichtungen zu verschaffen. Wie gesagt: Es ist nur ein gewisser Prozentsatz, eine Minorität. Diese ist aber in der Lage, durch ihr Verhalten die Gemeinschaft und die zum Wohle der Allgemeinheit geschaffenen Einrichtungen auf die Dauer in einer Weise zu schädigen, daß daraus eine Gefahr für das Ganze wird.

Es steht außer Zweifel, daß die erheblichen Verbesserungen, die das „Gesetz zur Verbesserung der wirtschaftlichen

Sicherung der Arbeiter im Krankheitsfalle“

gebracht hat, die Gefahr einer Zunahme dieser Minderheit mit sich gebracht hat. Das Gesetz ist aber nicht zu dem Zwecke erlassen worden, um Arbeitsunlustigen Wohltaten zu erweisen, sondern, um den wirklich Kranken und seine Familie vor einer drohenden Notlage zu bewahren. Darum muß der Kampf gegen die „unechten“ Kranken weitergeführt werden, und zwar aus den angeführten Gründen noch intensiver als bisher, damit das Gesetz ausschließlich denen zugute kommt, für die es gedacht ist. Es müssen also besondere Maßnahmen seitens der Werke und der Betriebskrankenkassen gegen die mißbräuchliche Ausnutzung ihrer Leistungen ergriffen werden. Daß eine gegenseitige Kontrolle im Kreise der Mitarbeiter der beste Weg ist, steht außer Zweifel. Leider ist das in der Praxis meist aber noch nicht so. Deshalb bleibt den Krankenkassen beispielsweise nichts anderes übrig, als sich besonderer Kontrollorgane zu bedienen; ähnlich wie es der Staat auf vielen anderen Gebieten tut, ohne daß wir uns dadurch gekränkt fühlen.

In diesem Sinne ist die Tätigkeit des Krankenbesuchers ebenso wie der vertrauensärztliche Dienst gleichfalls eine

unumgängliche Notwendigkeit, für die jeder Einsichtige Verständnis aufbringen wird. Derjenige, der fünf oder zehn Jahre nicht krank gewesen ist und den jetzt das Schicksal mit einer Krankheit getroffen hat, wird auch in einem seiner Meinung nach zu frühen Besuch des Krankenkontrolleurs keine Beleidigung sehen, sondern lediglich eine Ordnungsmaßnahme, die nun einmal notwendig ist. Dieser Besuch soll ja auch gar kein Mißtrauen bedeuten. Der Krankenbesucher kommt ja nicht als Polizei. Sein Besuch gilt nicht nur der Kontrolle, sondern in erster Linie dem Wohl des Kranken. Er besucht alle Kranken. Wenn sie an seinem Wege wohnen, kann es vorkommen; daß der Besuch schon kurz nach der Krankmeldung erfolgt. Das bedeutet keinen Verdacht. Schon vielen hat der Krankenbesucher durch rechtzeitige Meldung von Übelständen, die der Genesung hinderlich waren, geholfen.

Als „Krank“ Schwarzarbeiter

Daß darüber hinaus eine solche Kontrolle durch den Krankenbesucher im Interesse aller Versicherten notwendig ist, ergibt sich aus einer ganzen Reihe von festgestellten Übertretungsfällen, von denen hier einige Beispiele aufgeführt seien: Im Neubau gearbeitet — bei Gartenarbeit angetroffen — in seinem Verein Fußball gespielt — außerhalb der Ausgehzeit auf dem Schützenfest gesehen — trotz angeordneter Bettruhe zu Hause nicht angetroffen (der häufigste Fall!) — trotz Sehnscheidenentzündung im Arm mit dem Motorrad unterwegs — nach 21 Uhr in der Wirtschaft angetroffen — zu Verwandten verreist usw. usw. Denn da die Krankenkontrolleure nicht zu gleicher Zeit überall sein können, ergibt sich, daß ihre Feststellungen nur einen Bruchteil der tatsächlichen Übertretungen umfassen. In Wirklichkeit ist das Sündenregister beträchtlich höher. Hinzu kommt noch eine größere Anzahl von Fällen, in denen die ärztlich vorgeschriebenen Ausgangszeiten überschritten wurden.

Der Vertrauensarzt

In allen diesen Fällen wird vom Krankenbesucher gewöhnlich vertrauensärztliche Nachuntersuchung vorgeschlagen. Sehr häufig stellt dieser dann auch Arbeitsfähigkeit fest. Man soll in solchen Fällen aber nicht gleich Vorwürfe gegen den Kassenarzt erheben. Er ist in weit höherem Maße auf die Angaben des Patienten angewiesen, als der vertrauensärztliche Dienst mit seinen vielen kostspieligen Untersuchungseinrichtungen. Vorladungen geschehen auch nicht nur zur Feststellung der Arbeitsfähigkeit. Auch viele andere Fragen bezüglich der Behandlung, Krankenhauspflege, Heilverfahren und ähnlichem werden beim Vertrauensarzt geklärt. Es ist daher nicht etwa so, wie es häufig aufgefaßt wird, daß die Kasse den Kranken mit einer Vorladung belästigt, sie bietet ihm im Gegenteil kostenlos eine wertvolle ärztliche Leistung an. Wer kein schlechtes Gewissen hat, ist daher töricht, wenn er einer Vorladung keine Folge leistet.

So geht es nicht!

Es ist selbstverständlich, daß sowohl der Betrieb als auch die Betriebskrankenkasse Übertretungen der Arbeitsordnung und der Krankenordnung nicht unbeachtet lassen können; denn unberechtigtes Krankfeiern bedeutet nicht nur Kosten bei der Betriebskrankenkasse, sondern ebenfalls erhebliche Schwierigkeiten im Produktionsablauf. Wenn also die Werksleitung in besonders schweren Fällen von durch die Arbeitsordnung gegebenen Möglichkeiten Gebrauch macht (u. U. sogar fristlose Entlassung), so ist das nicht nur ihr gutes Recht, sondern im Interesse des Ganzen und der gemeinsamen Aufgabe auch ihre Pflicht. Hoffentlich besteht dazu nur wenig Veranlassung; denn es ist immer ein schlechtes Zeichen, wenn Zwangsmittel angewandt werden müssen. Deshalb wiederholen wir nochmals: Selbsterziehung und Selbstkontrolle sind das bestgeeignete Mittel, um das Problem zu lösen.

Und das alles mit Asiatischer Grippe!

Stoßseufzer, die nicht allzu ernst zu nehmen sind

Zwanzigdreihundfuffzig und vierundvierzigsechzig macht — äh — macht fünfundsechzigelf... Nee, fünfundsechzigdreihundzwanzig... Stimmt auch nicht. Noch mal: Zwanzigdreihundfuffzig und...

Hat keinen Zweck, ich bin fertig, ich kann nicht mehr. Da sitzt man am Schreibtisch 'um, kann vor Fieber kaum mehr aus den Augen sehen und muß Rechnungen schreiben. Ins Bett gehörte ich, mit Lindenblüten-tee im Bauch und 'n Schal um den Hals. Aber ich bin ja so blöd, ich opfere mich ja auf für die Firma. Die andern, die brauchen bloß mal zu husten, dann melden sie sich schon krank und bleiben vier Wochen weg. Ich aber... Ach, hat gar keinen Zweck, sich darüber zu ärgern, das nimmt einen doch nur noch mehr mit.

Bestimmt ist das die Asiatische Grippe. Natürlich, da gibt es gar keinen Zweifel. Fieber, Kopfschmerzen, Schleier vorm Blick, Schüttelfröste, Appetitlosigkeit — stimmt alles. Soll ja sehr gefährlich sein, diese Asiatische Grippe, die Ärzte verraten das bloß nicht, damit keine Massenpanik ausbricht. Tja, und ich sitze hier 'rum, unermüdlich, immer im Dienst. Ist ja mein Pflichtgefühl. Ohne mich loben zu wollen: Eigentlich bin ich immer schon so gewesen, nichts ging mir über die Pflicht, von Kindheit an. Darum verstehe ich auch nicht die Bummelei der anderen. Himmel, wenn man krank ist, muß man eben die Zähne zusammenbeißen! Da gibt's nix. Hart wie Stahl.

Wenn einem bloß nicht so elend zumute wäre beim Kranksein. Man hielte das dann viel besser aus. Außerdem ist mit der Grippe ja nicht zu spaßen. Was ich hier mache, ist — genaugenommen — der reine Selbstmord. Was nun, wenn das Herz auf einmal nicht mehr mitmacht? Ist doch schon oft vorgekommen, daß Leute einfach umkippten, weil sie mit Fieber weitergearbeitet hatten. Dann liege ich hier, in den Sielen gestorben. Was die Kollegen wohl sagen? Ich möcht' ja das Gesicht des Bürovorstehers sehen. Dem schلüge aber das Gewissen. „Ich habe ihn ja leiden sehen“, müßte er sich sagen, „aber nie bin ich auf den Gedanken gekommen, ihn nach Hause zu schicken. Jetzt liegt er da, bleich und leblos. Furchtbar!“

Ob man für 'n Kranz sammelt? Natürlich, ist ja üblich so. Dann geht der ganze Betrieb zur Beerdigung, und alles defiliert an mir vorbei. Vielleicht denkt dann doch mancher, daß es schade um mich ist. Direktor Herter hält wohl die Trauerrede, wie damals, als der Kühnemann abgenibbelt war. In Trauerreden ist er ja groß, da schafft er so prima die gefaßtraurige Tour. „Wir stehen an der Bahre eines unserer Besten“, wird er wohl sagen. „Aufgeopfert hat er sich mit der ihm eigenen stillen Beharrlichkeit, bis der Tod ihn mitten aus der Arbeit herausriß. Wir alle haben viel

an ihm gutzumachen. Wie oft haben wir ihn scheel angesehen, weil er morgens gern einige lumpige Minuten zu spät kam, wie kleinlich waren wir, wenn wir ihn tadelten, weil seine Rechnungen manchmal nicht ganz stimmten. Oh, hätten wir geahnt, daß der Schatten des Todes schon auf ihm lag! Lieber Kollege, der du eingegangen bist in eine Welt, in der es keine Rechnungen gibt, verzeih' uns!“

Himmel, was man sich so alles zusammengrübelt! Da wird einem ja ganz unheimlich zumute. Da — jetzt steigt es wieder heiß in mir hoch. Das Fieber.

Haaaaaaa — ptschi!

„Danke, danke!“ Die haben gut Gesundheit sagen. Denen fehlt ja nix, die ahnen ja nicht, daß ich am Zusammenbrechen bin. Ob ich doch lieber nach Hause gehe? Nee, dann guckt ja alles schief. Der simuliert, heißt es dann, der will sich mal wieder 'n freien Tag machen. Man darf ja nicht mal zeigen, wie man sich fühlt, sonst geht gleich die Stichelei los, man sei 'n Schlappschwanz, habe keinen Mumm in den Knochen. Immer nur lächeln, immer vergnügt! Wie's drinnen aussieht, geht keinen was an. Ist das ein Leben!

„Was ist los, Kollege Meier? Schon längst Feierabend?“ Ja, du lieber Himmel, und ich sitze hier noch 'rum? Da hat man's: Trotz Asiatischer Grippe ist man so in der Arbeit vergraben, daß man sogar den Feierabend verpaßt. Aber ich bin ja so blöd, ich opfere mich immer auf. Jetzt muß ich aber loswetzen, sonst fährt mir die Bahn vor der Nase weg. Und dann komm' ich vielleicht noch zu spät zum Kegelabend.



Was ist Holiday on Ice?

Holiday on Ice bedeutet auf Deutsch wörtlich: Ferien oder, sinngemäß übertragen, Feierstunden auf dem Eis. Was die Amerikaner seit rund zwölf Jahren unter dieser Bezeichnung in die führenden Großarenen der ganzen Welt geschickt haben, war und ist unerreicht. Äußerste Disziplin auch im privaten Auftreten, ein Höchstmaß artistischen Könnens und sportlicher Leistungsfähigkeit werden von den Mitgliedern der sechs Holiday-Ensembles, die ständig fünf Erdteile bereisen, gefordert, ganz gleich, ob es sich um einen Star oder ein Chorgirl handelt. Von Saison zu Saison steigern die Regisseure den Einfallsreichtum dieser Schau, werden Kostüme und Ausstattung prächtiger und kostbarer.

Die mit den absolut Besten unter den erreichbaren Eiskünstlern besetzte Holiday-Gruppe kommt in jedem Herbst nach Dortmund. Holiday on Ice gastiert diesmal in der Zeit vom 21. November bis 8. Dezember mit Ausnahme des Totensonntags täglich um 20 Uhr in der Westfalenhalle, am 30. November, ferner 1., 7. und 8. Dezember auch nachmittags um 16 Uhr.

Wie entsteht eine Eisschau, wir wird sie inszeniert, wie setzt sie sich durch? Was Holiday anbetrifft, so existiert in Florida an der amerikanischen Ostküste ein Studio, in dem eine ganze Reihe von Fachleuten tätig ist, Ideen auszuarbeiten. Im Gegensatz zum Film muß auf dem Eis jeder Einfall sofort mit Beleuchtung und Musik auf praktische Wirksamkeit ausprobiert werden. Hier hat der Läufer selbst nicht nur die Möglichkeit zur mitbestimmenden künstlerischen Gestaltung, nein, ohne seine Hinweise auf äußerst mögliche dramatische Effekte kann der angestrebte Erfolg gar nicht erst erreicht werden.

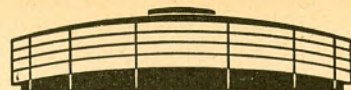
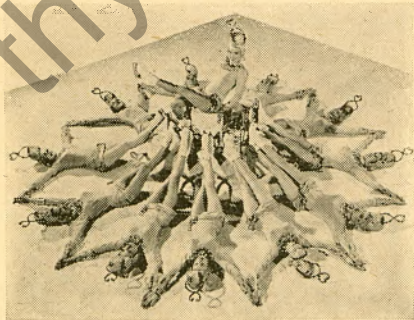
Dann vergehen Wochen der Proben, bevor ein neues Programm in der Öffentlichkeit erscheint, Proben, bei denen Schweiß, Blut und Tränen fließen. Das Training ist von einer athletischen Härte,

die geforderte Exaktheit übertrifft militärischen Drill. Muskelrisse, Zerrungen, Schürfwunden sind an der Tagesordnung, bis auf einmal, manchmal allmählich, manchmal durchbruchartig, die Endfassung „steht“ und die Aufführung schließlich so aussieht, als würden Sensationen und kühn choreographierte Massenszenen mit spielerischer Leichtigkeit dargeboten.

Je selbstverständlicher die bizarrsten Sprünge und die zauberhaftesten Figuren vorgetragen werden, um so größer ist die Resonanz beim Publikum. Nichts darf nach Strapaze aussehen oder an gekünsteltes Akrobatentum erinnern. Der Gleichklang von Farbe, Licht, Musik und menschlichem Höchsteinsatz bestimmt Wert und Erfolg einer Schau. Holiday on Ice ist so unabhängig wie großzügig in der Verpflichtung seiner Spitzenkräfte. Alles, was im Eissport Rang und Namen besaß oder besitzt, wurde bisher vorgestellt, von Sonja Henie zu Jacqueline du Bief. Man bewunderte die Geschwister Ilse und Dr. Eric Pausin unter den Paarläufers, die Olympiasieger und Weltmeister Ria und Paul Falk, aber auch geniale Begabungen, die erst in der Schule der Galaschau heranreiften, wie Rosemarie und Robert Unger. Dazu zählt weiterhin der waghalsige, exzentrische Springer Frank Sawers, ein Mann von geradezu dämonischer Ausdruckskraft auf Schlittschuhen.

Die äußere Welt der Eisschau ist traumhaft schön, aber in gleichem Maße hinter den Kulissen hart und streng. Hier entscheiden nur das Können und die Sicherheit, die dennoch nicht zur Schablone werden darf, was schwierig ist, denn es gibt keine Improvisationen, keine Möglichkeit, Gags einzuschalten, d. h., aus dem Stegreif zu spielen. Das ist allenfalls ein Privilegium der großen Eiskomiker, die ihre Kollegen vom „sicheren“ Parkett des Varietés in bezug auf Körperbeherrschung meist erbarmungslos in den Schatten stellen. Wer jemals Topper Martyn gesehen hat, weiß erst Jongleurkunst zu würdigen.

Es ist schon unzweifelhaft ein Erlebnis, dieses alljährliche Gastspiel in der Westfalenhalle. Die Darbietungen bilden eine Sinfonie weiblicher Schönheit und männlicher Eleganz auf dem Eis, dargeboten in einer verwirrenden Lichterfülle und mit bezaubernden szenischen Einfällen, begleitet von einer vielfältigen Ausdrucksskala menschlicher Gefühle: dem bewundernden Schweigen andachtsvoller Anerkennung, dem prasselnden Beifall begeisternden Miterlebens und dem brausenden Gelächter, das entfesselte Komik auslöst.



Was bringt uns die Westfalenhalle?

NOVEMBER

Donnerstag, den 21. November, bis Sonntag, den 8. Dezember, täglich um 20 Uhr:

Holiday on Ice 1957

(am 24. 11. findet keine Veranstaltung statt; am 30. 11., 1., 7. und 8. 12. um 16 Uhr Nachmittagsveranstaltungen)

*

DEZEMBER

Samstag, den 21. Dezember, bis Montag, den 23. Dezember:

Weihnachtsfeiern

Donnerstag, den 26. Dezember, 17 Uhr:

Großer Weihnachtspreis der Steher und Flieger

Dienstag, den 31. Dezember, 20 Uhr: Silvester-Rennen

*

JANUAR

Sonntag, den 5. Januar, 17 Uhr:

Amateur-Radrennen

Samstag, den 11. Januar, 19.45 Uhr:

„Der — Die — Das“

Schlagerparade des Westdeutschen Rundfunks

Mittwoch, den 15. Januar:

Eishockeyländerkampf Italien — Deutschland

Sonntag, den 19. Januar, 14 und 19.30 Uhr:

Polizei-Sportschau

Samstag, den 25. Januar, 20 Uhr:

Bunter Abend der Taubenzüchter

Sonntag, den 26. Januar, 20 Uhr:

Schlager-Festival

IN DER KLEINEN HALLE

NOVEMBER

Donnerstag, den 21. November, bis Mittwoch, den 27. November, nachmittags und abends: Veranstaltungen unserer

Amateur-Sportvereine

Samstag, den 30. November, 17 Uhr, und Sonntag, den 1. Dezember, 10 Uhr:

Westdeutsche

Tischtennismeisterschaften

*

DEZEMBER

Samstag, den 7. Dezember, 20 Uhr:

Amateur-Boxveranstaltung

Mittwoch, den 11. Dezember, bis Montag, den 23. Dezember, täglich von 9 bis 22 Uhr:

Dortmunder Tennisvereine

Freitag, den 27. Dezember, bis Montag, den 30. Dezember, täglich von 9 bis 22 Uhr:

Dortmunder Tennisvereine

*

JANUAR

Sonntag, den 5. Januar, 15.30 und 20 Uhr:

Buntes Programm der IG Metall

Sonntag, den 19. Januar:

Hallenhockey

Freitag, den 24. Januar, bis Sonntag, den 26. Januar:

Taubenausstellung

Viele sind berufen . . .

Wenn Sie morgen einen Volltreffer im Lotto gewannen, würden Sie dann Ihren Beruf aufgeben? Spontan antworten Sie vielleicht: „Ja, sofort!“ Aber gibt es bei näherem Hinsehen nicht doch etwas mehr, was Sie mit Ihrem Arbeitsplatz, mit dem manchmal beklagten leidigen Alltagstrott verbindet, als nur der Lohn in barer Münze? Sind Freude an der Leistung, gesunder Ehrgeiz und Fortbildungsstreben nur lebensfremde Schlagworte? Kaum, sagen jene Wissenschaftler, die sich die Untersuchung unseres Wesens, unseres Charakters zum Ziel gesetzt haben: die Psychologen. Und die ihnen verwandten Seelenärzte, die Psychiater, wissen ein Lied von der heilsamen Wirkung einer befriedigenden Berufstätigkeit und den folgenschweren Seelenschäden der beruflich Verirrten, aus der Bahn Geworfenen oder Unbefriedigten zu berichten. So manche schwere seelische Krankheit wurde von ihnen auf solche Ursachen einwandfrei zurückgeführt, und sie versuchen dann, ihre Bemühungen um die Heilung des Patienten dort anzusetzen, wo der Schaden entstanden war: am Arbeitsplatz.

Tatsächlich bestimmen

der richtige Beruf, der rechte Arbeitsplatz

weitgehend das Schicksal des Menschen — sofern er Mann und Ernährer ist, sogar einer ganzen Familie. Der junge Mensch wird viel zu früh vor die Entscheidung gestellt, welcher Tätigkeit er sein Leben widmen will. Oft entscheiden die Eltern. Schon in der Lehrzeit zeigt es sich, ob diese Berufswahl richtig war oder ein manchmal schmerzlicher Berufswechsel vorgenommen werden muß. Glücklicherweise ist es nicht so, daß von den vielen hundert verschiedenen Berufen jeweils nur einer in Frage kommt. Manche sind einander ähnlich und erfordern gleiche Anlagen. Andere, völlig verschiedene, verschmelzen miteinander, wie der Techniker und der Kaufmann im „technischen Kaufmann“ oder der Betriebswirt und der Ingenieur im „Betriebsingenieur“. Wer für beide Richtungen in gleicher Weise das Rüstzeug mitbringt und energisch genug ist, sich die verdoppelten Kenntnisse und Fähigkeiten anzueignen, wird seinen Weg machen. Entscheidend ist aber das Wörtchen „energisch“ — und zwar gegen sich selbst. Amerikanische Untersuchungen ergaben, daß die meisten Menschen nur 10 Prozent der ihnen von der Natur mitgegebenen Fähigkeiten tatsächlich ausnutzen. Im gefährlichen Alltagstrott verkümmert das von den Vorfahren ererbte Talent. Gerechterweise muß man hinzufügen, die schwere Tagesarbeit läßt ohne Überwindung kaum Zeit für ihre Pflege und Fortentwicklung.

Allein mit der Energie ist es noch nicht getan

Die Lust, die Freude am Werk muß ihr Begleiter sein, wie die Lebensläufe jener Männer zeigen, die mehr als nur 10 Prozent Anlagen ausnutzen und unter gleichen Startbedingungen ihre einstigen Lehrkollegen weit überflügelten. Läßt diese Freude nach, tritt auch im Vorwärtstreiben ein Stillstand ein, oder man wird gar wieder einen Schritt zurückgeworfen. Zum bewußten Leben gehört eine bewußte Einstellung zum Beruf, zum Arbeitsplatz, der seinen Ablauf weitgehend bestimmt. Widerwillen, Unlust und innere Aufsässigkeit schaden dem Menschen mehr als seinem Betrieb. „Ich kann eben nicht aus meiner Haut

heraus“ oder „Ich sage immer geradeaus, was ich denke“ sind bei der Kritik am eigenen Arbeitsplatz meistens nur Ausflüchte vor sich selbst. Denn man merkt dabei gar nicht, daß man eigentlich nur sich und kaum den Betrieb kritisiert. Im äußersten Fall endet eine solche ablehnende Einstellung tatsächlich beim Psychiater. Man tut sich also selbst den größten Gefallen, wenn man jene Arbeitslust weckt und fördert, die bestimmt irgendwo im Innern schlummert und die zerstörenden Gedanken unterdrückt, in denen das eigene Selbstmitleid uns zu Galeerensklaven erniedrigen kann. Daß solche Gedanken immer einmal auftreten, leugnet niemand, insbesondere, wenn man sich infolge körperlicher oder seelischer Unpäßlichkeit ausnahmsweise einmal einer gestellten Aufgabe nicht gewachsen zeigte, versagte — und von seinen vielleicht wohlwollenden Vorgesetzten eine „Zigarre“ erhielt.

Kein Mensch arbeitet immer gleich gut,

und niemand wird dem anderen wegen seines einmaligen „Versagens“ gleich den Kopf abreißen. „Wo gehobelt wird, fallen Späne“, sagt ein Sprichwort. Wer arbeitet, macht auch einmal Fehler. Nur Genies und Faulenzer sind fehlerfrei. Das Versagen ist aber für jeden das Alarmsignal: „Bei mir stimmt etwas nicht.“ Wenn man nachdenkt, findet man gar die Ursache. Zu viele Überstunden, seelische Belastungen, wirtschaftliche Sorgen, mangelnde Konzentration oder gar nachlassende Aufmerksamkeit durch Ablenkung und Beschäftigung mit betriebsfremden Dingen sind manchmal Gründe. Mitunter ist es aber auch nur ein unerklärlicher Kurzschluß. Dann will das Gehirn — nach Feierabend — einmal anders beschäftigt sein. Denn dieses Wunderwerk der Natur ist ein so kompliziertes Gebilde, daß es um so besser funktioniert, je mehr man es anstrengt und füttert. Und was die Zigarre anbelangt, die man sich so zu Herzen nahm: Wenn der Vorgesetzte es gewohnt wäre, daß man schlechte Arbeit leistet, würde er nicht kritisieren, sondern kündigen. So ist es bei ihm eine überraschende Reaktion auf eine einmalige Tatsache, die beweist, daß man im Betrieb noch „im Rennen“ ist. Vermehrte Anstrengung und größere Arbeitslust sind dabei allerdings eine bessere Entgegnung als beleidigtes „Sichzurückziehen“. Oft schon hat eine Zigarre den Anstoß für eine erfolgreiche Laufbahn gegeben, nach dem Motto:

„Dem werd ich's schon zeigen!“

Zwar sind diese erfolgreichen Laufbahnen dünn gesät, und obwohl sich viele berufen fühlen, sind nur wenige ausgewählt. Bei gleich guten beruflichen Leistungen wird man dem Bewerber den Vorzug geben, der darüber hinaus gute Umgangsformen besitzt und seine Kollegen mitreißen kann. Dabei spielt die ursprüngliche Schulbildung nur eine untergeordnete Rolle, denn der im Leben erprobte „Autodidakt“ mit Volksschulbildung weiß oft mehr als ein höherer Schüler, der seit dem Abitur kein Lehrbuch mehr zur Hand nahm. In der deutschen Wirtschaft gibt es gerade jetzt nach dem zweiten Weltkrieg genügend Beispiele, daß jeder, der bereit ist, nicht nur 10, sondern 80 Prozent seiner schlummernden Talente in den Dienst seines Berufs zu stellen, mit seinem vermehrten Können sozial und finanziell gewachsen ist. Die vier bis fünf Jahrzehnte Berufsleben bestimmen unser Schicksal. Wir dürfen es nicht treiben lassen.

An keinem Teil der christlichen Vorstellungswelt haben sich die Menschenherzen so entzündet und in so reicher Vielfalt ausgelebt wie im Stoffbereich des Weihnachtskreises. Auch das Herz des Gleichgültigen wird weit und glücklich geöffnet, und bis in unsere Tage ist die uralte biblische Legende mehr als ein Märchen — sie ist die „Wahrheit“ von der Lichtwerdung und der Erlösung durch den prophezeiten Messias.

Weihnachten ist der bildenden Kunst ein unausschöpfliches Thema, und von dem ältesten Anbetungsbild in der römischen Katakomben S. Pietro e Marcellino reicht dieser Themenkreis durch die gesamte abendländische Kunst bis in die Moderne. Jene biblische Geschichte von der Geburt, der Verkündigung an die Hirten und der Anbetung durch die Könige hat die Kunst immer wieder „illustriert“. Und noch mehr: Christi Geburtsstunde ist sozusagen die Geburtsstunde der christlichen Kunst! Im Alten Testament war die Darstellung der Gottheit streng verboten. Jetzt erst erscheint die Gottheit im sichtbaren Bild, in leiblicher Gestalt. Mit der Schaffung des Weihnachtsbildes sieht sich die Kunst zugleich vor neue Probleme gestellt: die Darstellung des *Kindes*. Zugleich ein göttliches Kind; also das

Die Weihnachtslegende in der Kunst

Allerhöchste in völliger Armseligkeit und Schwachheit. Dazu der Typ der *Jungfrau Mutter*, die geboren hat — unverletzt, „wie der Stern seinen Strahl von sich gibt“ (St. Bernhard). Diesen Hauptproblemen haben sich *alle* großen Künstler durch zwei Jahrtausende mit heißem Eifer gewidmet, und ihre Größe ist leicht daran zu ermessen, wie sie dieses eine Thema gemeistert haben.

Die deutsche Weihnacht ist eine Schöpfung des frühen Mittelalters, eine ihrer edelsten, für den Volksgeist die bezeichnendste und schönste Kunst ist hier zugleich Dichtung. Die reich und kostbar illustrierten Bilderbibeln und Evangelienbücher liefern Beispiele von Weihnachtsdarstellungen, die in ihrer Stille und Feinheit reinste Poesie darstellen. Unsere

Abbildung 1 zeigt eine Miniatur aus dem 13. Jahrhundert, die sich heute in der Nationalbibliothek in Wien befindet. In einer schwingvollen, kühn stilisierten Art ist die Gottesmutter in das Oval ihrer Lagerstatt hineinkomponiert. Sie breitet ihre Arme dem Jesusknaben entgegen, der in Windeln gewickelt auf einer Altararchitektur liegt — schon jetzt also erhöht und ausgezeichnet in seiner besonderen göttlichen Bedeutung. Rechts als Rand- und Nebenfigur der Nährvater Josef, voller Erstaunen wie ein Außenstehender die Szene betrachtend. Dahinter — in naiver Weise und völlig untierisch — Ochse und Esel, gleichsam als „Zeichen“, die das Geschehen in einen Stall verweisen, wie es die Legende vorschreibt. Über allem und betont der Stern, der das Sinnbild dieses göttlichen Ereignisses darstellt und aller Welt Christi Geburt verkündet.

In der Erzählfreudigkeit und dem Bilderreichtum solcher mittelalterlichen „Illustrationen“ ist neben Einzelszenen der Zusammenschluß mehrerer oder möglichst aller Begebenheiten des Christnachtgeschehens in einem Bild sehr beliebt und verbreitet. In der Art eines Bilderbogens wird dem Betrachter alles von Anfang bis Ende haargenau erzählt. Dabei kommt es gar nicht darauf an, ob die Ereignisse sich über- oder hintereinander abspielen; es beginnt einfach in unbefangener Manier der Bilderzug von links nach rechts, steigt hinauf und führt über die Köpfe der unteren Partie schließlich zum Höhepunkt des Geschehens. Vor allem bei den zahlreichen Stationen der Geburt mit Verkündigung, Abmarsch und Ankunft der Könige usw. mußte diese Darstellungsart verlocken und war eine Gelegenheit, alles in einem Bilde nacheinander zu „erzählen“.

Wieviel aber in solchen Bilderbogen und auch in Bilderreliefs von wohldurchdachter Kompositionskunst und beziehungs-vollem Ineinanderweben verbreitet ist, zeigt uns das Kanzel-Relief des Giovanni Pisano von 1302 (Abb. 2). Ganz nach dem Text des Evangelisten meißelte Giovanni das Bild in den Stein. Aus unbekannter Ferne kommen die Könige, die Weisen, voll Sehnsucht und Erwartung. Vom Licht des Sternes geführt, ziehen sie — die Lasttiere mit Geschenken schwer beladen — den neuen Weg zum neuen König. Und sie gelangen nach Jerusalem, wo König Herodes bei der Frage nach dem neuen „König“ erschrickt und seinen irdischen Thron schon wanken

Abb. 1: Miniatur, 13. Jahrh., Nationalbibliothek, Wien





Abb. 2: Giovanni Pisano, Kanzelrelief im Museo Civico zu Pisa, 1302



Abb. 4: Albrecht Dürer, Geburt Christi, Holzschnitt

sieht. Weiter ziehen sie nach Bethlehem. Jerusalem im Rücken, sehen sie den Stern aufs neue leuchten, und sie, die sie einen König suchen, gelangen in einen arm-seligen Stall. Ein Engel geleitet sie zum Jesusknaben. Der älteste König hat seine Krone, das Zeichen der irdischen Macht, abgenommen und küßt kniend den Fuß des neuen Herrschers und Heilands. Wie gebannt verbeugt sich der jüngste König. Darunter dann die letzte Szene: Herodes, von Angst gequält, hatte die drei Reisenden um Rückkehr und Nachricht gebeten. Nun, da sie im Schlafe liegen, kommt ein Engel und gibt ihnen Weisung, nicht mehr nach Jerusalem zu gehen. In einem einzigen Relief ist alles wie eine lange Geschichte packend erzählt. Zeit und Raum sind ausgelöscht, und die zahlreichen Stationen und Begebenheiten einer weiten Reise verschmelzen zu dem einen Bild der Weihnachtslegende.

Wohl die kostbarste Darstellung der Anbetung zeigt uns die Mitteltafel des Dreikönigsaltars aus St. Columba in Köln (Abb. 3). In seinen wunderbaren Farben und der unaussprechlichen Feinheit der Figuren ist diese Tafel eines der wertvollsten abendländischen Kunstdenkmäler. Die Gewänder der Könige sprechen von größtem Reichtum; mit ihren Stickereien und dem Goldbesatz zeugen sie sowohl von der hohen Herkunft ihrer Träger als auch von der Meisterschaft Rogier van der Weydens, der von 1399 bis 1464 lebte und dessen reifes Spätwerk diese Tafel darstellt.

Abb. 3: Rogier van der Weyden, Dreikönigsaltar aus St. Columba



Hier noch ganz leise klingt die mittelalterliche Erzählerneigung an — zurückschauend sind wir Zeugen des Königs-zuges, der soeben eintrifft, dem Stern folgend, der oben links über der Hütte leuchtet —, vorausblickend aber ist die Passion Christi bildhaft im Bilde angedeutet durch das Kruzifix am Mittelpfeiler des Stalles. Klein und unscheinbar thront es über der Hauptgruppe und hebt das Bild über seine Einzelbedeutung als bloße Anbetung zu einer Station innerhalb der Passion empor.

Sieben Jahre nach dem Tode Rogiers wird in Nürnberg als Sohn eines ungarischen Goldschmiedes der größte deutsche Künstler des ausgehenden Mittelalters geboren: Albrecht Dürer. In seinem Werk steht das Leben Christi als Thema im Vordergrund wie kaum bei einem anderen Künstler. Vor allem ist seine „Geburt Christi“ von 1503 in der Münchener Pinakothek bekannt. Wir zeigen eine weniger bedeutende, aber in ihrer Innigkeit und unmittelbaren Anschauung nicht minder sprechende „Anbetung der Hirten“ (Holzschnitt, Abb. 4). Vorn die eigentliche Szene der Heiligen Nacht mit den knienden Hirten, die, vom Stern geleitet, herbeigeeilt sind, nachdem der Engel ihnen die frohe Botschaft auf einem Spruchband übermittelt hat — wie im Durchblick durch die Fensterruine ganz weit im Hintergrund zu sehen ist. Und damit stehen wir am Ende einer langen Entwicklung, die durch das ganze Mittelalter die Kunst (und das heißt bis dahin immer die religiöse Kunst) bestimmt hat. Mit Dürer ist der Schritt in die Neuzeit schon halb getan. Das ganze in Gott ruhende und von Gott getragene Weltbild bricht auseinander. Der Mensch besinnt sich auf sich selbst und geht



Abb. 5: Rembrandt, *Anbetung der Hirten*, 1646

seinen Weg in eine entzauberte Welt, in der das Wunder nicht mehr gilt. Aber die Hauptthemen der christlichen Bilderwelt bleiben bestehen, nicht mehr so sehr in jener mittelalterlichen Naivität und Innigkeit, sondern mehr als Vorwurf für die *Kunst*, als ein Thema neben vielen anderen — und manchmal auch wie Erinnerung. Aus dem alten Motiv der Madonna mit dem Kind spaltet sich allmählich der neue Typenkreis des „Mutter-Kind“-Bildnisses ab und läuft nun neben der traditionellen Form der Marienlegende her, um schließlich in den Vordergrund zu treten.

Dazwischen aber finden wir in jedem Jahrhundert großartige Einzelbeispiele der alten Geburts- und Anbetungsdarstellung. 1646 malt Rembrandt die „Anbetung der Hirten“ (Abb. 5), die sich heute in München befindet. Eingehüllt in das typisch Hell-Dunkel Rembrandt-scher Manier ist die Weihnachtsszene im Stall zu Bethlehem dargestellt. Wenig Licht fällt aus Stalllaternen auf die Szene, Hauptquell aller Erleuchtung aber

ist die Hauptfigur des Geschehens: Christus. Im Widerschein dieses Lichtes sind die knienden und stehenden Gestalten angeleuchtet. Er ist das Licht, das neue Licht, das der Prophet verkündet hatte, von dem der Engel berichtete, als er den Hirten den Weg in den Stall wies.

Die großen barocken Kirchenprogramme dann kennen keine reinen oder nur der bloßen Darstellung und Mitteilung der Christusgeschichte dienenden Bilder mehr; sie sind jenseits aller Naivität und benutzen auch das Thema der Christnacht im gegenreformatisch-„propagandistischen“ Sinne. So wird zum Beispiel die Anbetung der Könige als allgemeines Zeichen der weltumfassenden Huldigung — auch der Heiden — an die Kirche verwendet. In diesem Sinne ist die Federzeichnung (um 1736) von Johann Holzer zu verstehen, der dieses Thema weltweiter Huldigung in seinem Entwurf darstellt (Abb. 6). Der Stern steht als Wegweiser und Symbol über der gesamten Handlung, angepeilt von den Fernrohren der Putten, getragen von einem Engel, der die Könige zu ihrem Ziel führte — so wie der Evangelist es berichtet: „Da sie den Stern sahen, wurden sie hocherfreut und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe.“

Hier erscheint das stille Thema der Christnacht wie ein Sieg. Der künstlerische Vorwurf dient nur als Ausdruck des unbedingten kirchlichen Machtanspruches der Gegenreformation. Daneben hat sich aber die naive Darstellungsfreude, die das Mittelalter begründet hatte, in der Volkskunst erhalten. Und hier nun schließt das 19. Jahrhundert mit seiner neuartigen Krippenkunst an, die bis in unsere Zeit auch in vielen Privathäusern als besondere feierliche Ausstattung zum Fest und in den Kirchen lebendig blieb. Unsere Abbildung 7 zeigt einen der

Abb. 6: J. E. Holzer, *Anbetung der Könige*, um 1736 Lavierte Federzeichnung





Abb. 7: Krippenfiguren: vom Zug der Könige, Anfang 19. Jahrh., München

Könige mit seinem Diener auf Kamelen zum Stall in Bethlehem reitend. Vom Licht des Sternes angestrahlt, hebt der König die Hand, um vorausschauend in der Ferne das Ziel der Prophezeiung und seiner Wünsche zu erspähen.

Wollen wir nun unsere heutige Zeit nicht auslassen, so finden wir als Widerspruch zu einer verbreiteten Meinung eine Fülle von christlichen Themen und in ihr die Legende der Weihnacht dargestellt. Die Heilige Nacht, die Christnacht, rührt auch in diesen Bildern, von denen uns so viele in ihrer Modernität unverständlich und fremd erscheinen mögen, an unser Inneres, das in diesen Tagen dem Wunder mehr als sonst im Jahr aufgeschlossen ist. Der Stern leuchtet hell in der dunklen Nacht, „und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde“. „Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend.“ In seinem neunteiligen Altar hat Emil

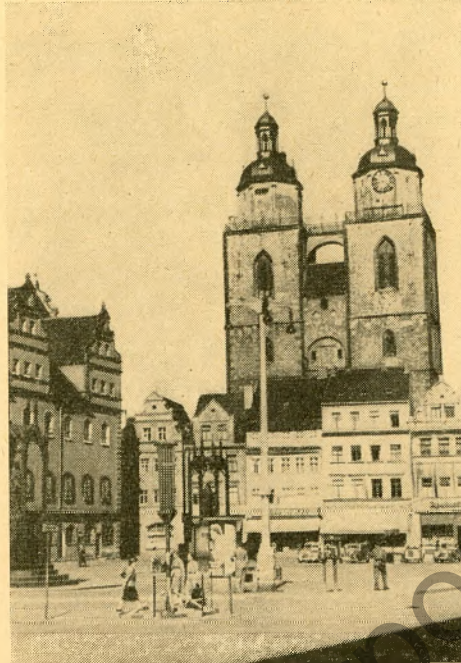
Nolde von 1911–1912 das „Leben Christi“ geschildert, und wir brauchen nur den Text der Heiligen Schrift zu vergleichen, um die Nähe dieses modernen Künstlers zum alten Märchen und zur neuen „Wahrheit“ bildhaft vor uns zu sehen! Und der Kreis schwingt zurück zu unserer Miniatur aus dem 13. Jahrhundert (Abb. 1): In der strengen Stilisierung und sparsamsten Verwendung der künstlerischen Mittel erscheint in der Innigkeit der Auffassung nichts näher als diese alte Illustration. Alles ist ausgespart und zurückgenommen auf das zentrale Thema der Weihnacht, wo so eben der Welt — noch unbeachtet und ärmlich im Stall — der Heiland geschenkt wurde, dort in der Miniatur erhöht auf dem Altar, hier bei Nolde emporgehoben von der Madonna, dargereicht der Menschheit, als deren Vertreter am fernen Horizont die Hirten erscheinen. Der Stern weist ihnen den Weg und leuchtet über dem Stall von Bethlehem.



Abb. 8: Emil Nolde, Heilige Nacht, 1912



Halle/Saale



Wittenberg (Lutherstadt), Marktplatz



Eisleben, Markt mit Lutherdenkmal

Das Land Sachsen-Anhalt im mitteldeutschen Raum besteht erst seit 1945 in seiner jetzigen Form. Früher waren es zwei Provinzen, und zwar der seit 1918 zum Freistaat erhobene Landesteil Anhalt und die ihn fast völlig umschließende Provinz Sachsen — die nicht mit dem südlich gelegenen „Freistaat Sachsen“ verwechselt werden darf. Die Provinz Sachsen gehörte zu Preußen und umfaßte das Gebiet an der mittleren Elbe und Saale. Anhalt, die Heimat der Askanier, erhielt seinen Namen nach der Burg an der Selke, einem im Unterharz entspringenden rechten Nebenfluß der sagenumwobenen Bode.

Beide Landesteile bilden nun als Einheit einen ebenso beachtlichen landwirtschaftlichen wie industriellen Faktor im Gesamtgefüge des deutschen Raumes — und hinzu kommt noch, daß dieses Land gesegnet ist mit vielen landschaftlichen Reizen und durch seine Vergangenheit auch reich an kulturellen Schätzen und Erinnerungen wurde.

Bekannt sind besonders die überaus günstigen Anbaumöglichkeiten von Getreide, Kartoffeln, Zuckerrüben und Obst, und ebenso bekannt ist Sachsen-Anhalt als ein vortreffliches Viehzuchtgebiet.

Die Magdeburger Börde,

der fruchtbare Raum um Magdeburg, ist für die Landwirtschaft ein Begriff.

Was aber die Industrie zu ihrer hohen Blüte führte, das sind die zahlreichen Bodenschätze dieses Landes. Genannt

seien hier vor allem die Vorkommen von Erz in der Magdeburger Gegend, von Kupfer bei Eisleben, von Kali und Salz bei Staßfurt, von Eisen, Blei und Silber im Unterharz und von Braunkohle im Süden des Landes, die in erster Linie dazu beitrugen, daß die Städte Magdeburg, Dessau und Halle ihre heutige Bedeutung erlangen konnten.

Wer durch dieses Land fährt, der wird immer wieder auf Namen stoßen, die weit über die Grenzen hinaus einen guten Klang haben. Berühmt sind im Westen die zum Harz gehörenden Städte Quedlinburg, Halberstadt, Wernigerode, Blankenburg und viele andere kleinere Orte, die bedeutende Baudenkmäler aufzuweisen haben und die Zentren der Erholungsgebiete des Unterharzes sind. Nicht weniger bekannt sind das Kyffhäusergebirge auf der Grenze zwischen Sachsen-Anhalt und Thüringen und die Goldene Aue an der Unstrut, die bei Naumburg in die Saale mündet.

Neben diesen Namen fallen aber heute besonders die neueren Industriezentren ins Gewicht, und wir müssen dabei vor allem an Leuna, Bitterfeld, Ammendorf bei Halle, Merseburg und Weißenfels denken.

Die Autobahn Hannover—Berlin durchschneidet Sachsen-Anhalt bei Magdeburg, und die von Berlin nach Bayreuth führt an Dessau, Halle, Merseburg und Weißenfels vorbei. Die größte Stadt Sachsen-Anhalts, Magdeburg, hat heute rund 230 000 Einwohner. Diese Stadt, die über einen großen Industriehafen an der Elbe verfügt, hat durch den

letzten Krieg schwer gelitten, wie ihr auch schon in der Vergangenheit manches Unheil widerfahren ist. Immer wieder aber hat sie sich durch den Fleiß und die Tatkraft ihrer Bürger von allen Schicksalsschlägen erholt. Berühmt ist in Magdeburg auch der protestantische gotische Dom mit den Gräbern Kaiser Ottos des Großen und seiner Gemahlin Editha. Im Mittelalter war Magdeburg eine der mächtigen Städte des Reiches, und zu Beginn der Neuzeit wurde es zu einer Hochburg der Reformation. Zu den bemerkenswertesten Daten der wechselvollen Geschichte Magdeburgs gehören die Belagerungen der Stadt im Jahre 1550 durch den Kurfürsten Moritz von Sachsen und die Eroberung im Dreißigjährigen Kriege (1631) durch Tilly. Bei dieser Gelegenheit wurde Magdeburg, allerdings gegen den Willen seines Eroberers, völlig niedergebrannt. In der napoleonischen Ära gehörte Magdeburg von 1807 bis 1813 sogar zum Königreich Westfalen, bis es nach der Niederlage des Imperators wieder preußisch wurde.

Physiker — Feldherr — Flugzeuge

Zu den größten Söhnen der Stadt ist der deutsche Physiker Otto von Guericke, der von 1608 bis 1686 lebte, zu rechnen. Er war Bürgermeister von Magdeburg und erfand die „Magdeburger Halbkugeln“. Das sind bekanntlich zwei luftdicht aufeinanderpassende hohle Halbkugeln, mit denen Guericke die Wirkung des Luftdrucks demonstrierte. Dessau, die frühere Hauptstadt Anhalts, hat rund 90 000 Einwohner. Es ist eine lebhafte Industriestadt, in der Fahr-

zeuge, Maschinen, Apparate, Zucker, Bier und Hefe hergestellt werden. Weltberühmt wurde Dessau vor dem Kriege als die Heimat der Flugzeugwerke Junkers. Als Landesvater ist der „Alte Dessauer“, Fürst Leopold I., der eine Bürgerliche — die Apothekerstochter Annelise Föse — heiratete, in die Geschichte eingegangen. Er gilt als der volkstümlichste preußische Feldherr und Heeresorganisator der vorfriderizianischen Zeit.

Halle an der Saale, etwas kleiner als Magdeburg, verdankt seine frühere Bedeutung seiner Stellung als Universitätsstadt, die sich seit 1817 mit Wittenberg in die Fakultäten der Martin-Luther-Universität teilte. Seit 1946 sind auch die berühmten Franckeschen Stiftungen der Universität angegliedert. Von dem hohen Niveau des Hallenser kulturellen Lebens zeugten auch die Musikhochschule, das Theater und das bekannte Museum. Obwohl Halle doch im Flachland liegt, weist es mancherlei Möglichkeiten auf, die auch den Naturfreund begeistern können. Es besitzt einen botanischen und einen zoologischen Garten, und herrlich gelegen sind an den Ufern der Saale die Burgruinen Moritzburg und Giebichenstein. Und auf dem Marktplatz vor dem roten Turm steht noch heute das Denkmal von Georg Friedrich Händel, dem Komponisten des „Messias“ und vieler anderen Oratorien, der 1685 in Halle geboren wurde.

Nicht vergessen aber darf auch die industrielle Bedeutung Halles werden. Es ist der Mittelpunkt des mitteldeutschen Braunkohlengebietes und einer ausgedehnten Montan- und chemischen Industrie. Auch die Maschinenindustrie verdient Beachtung. Die Salzquellen bei Halle waren schon zur Germanenzeit bekannt. Das in Giebichenstein untergebrachte Solbad Wittekind besitzt zwei Solquellen mit einer Temperatur von 12 Grad. Im Mittelalter war Halle eine reiche Handelsstadt und gehörte auch der Hanse an, und es war genau wie Magdeburg von 1806 bis 1813 dem Königreich Westfalen zugeteilt worden.

Geburtsstätte der Reformation

Zweifellos aber die bedeutsamste Stadt des Landes Sachsen-Anhalt ist die Lutherstadt Wittenberg an der Elbe, genau in der Mitte der Eisenbahnstrecke Berlin—Leipzig. Diese Stadt, deren Name in aller Welt bekannt und berühmt ist, ist die Geburtsstätte der Reformation. Bei einem Gang durch die Straßen begegnen dem Beschauer überall die Zeugen einer großen Vergangenheit und die Erinnerungen an einen der größten Zeitabschnitte deutscher Geistes- und Kulturgeschichte.

Die Spuren Wittenbergs sind übrigens bis in die Hohenstaufenzeit zurückzuverfolgen. Vermutlich wurde die Stadt 1174 gegründet. Urkundlich wurde Wittenberg zuerst 1180 genannt.

Die Gründer Wittenbergs waren Ansiedler aus den Niederlanden, besonders aus der Provinz Flamen, die der Askanierfürst Albrecht der Bär in das entvölkerte Gebiet berufen hatte, nachdem er in harten Kämpfen die Wenden vertrieben hatte. „Witt“ heißt im Niederdeutschen „weiß“, so daß der Name der Stadt also Weißenberg bedeutet.

Der Ort entstand neben einem dem Schutz des Landes dienenden Burgwart und einer bereits bestehenden slawischen Ansiedlung. Noch heute hält der nahe Fläming, ein landschaftlich schöner, aber sandiger, wasserarmer und mit Kiefern bewaldeter Höhenrücken nördlich der Elbe, in seinem Namen das Andenken an die niederländisch-flämischen Gründer der Stadt Wittenberg wach.

Stolberg/Harz



Viel zu verdanken hat die Stadt dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, der das Schloß und daneben die berühmte Schloßkirche erbaute. Er war es auch, der an Stelle einer oft durch Hochwasser zerstörten Holzbrücke eine festere Brücke über die Elbe bauen ließ und im Jahre 1502 die Universität gründete. Unter Friedrichs des Weisen Schutz konnte Martin Luther sein Reformationswerk beginnen und vollenden.

Damit ist der Name des größten Wittenbergers und zugleich größten Sohnes des Landes Sachsen-Anhalt genannt — denn Martin Luther wurde in Eisleben als Sohn eines Bergmannes geboren, wo er auch im Alter von 63 Jahren starb. Seine Gebeine wurden in der Schloßkirche zu Wittenberg, der Begräbnisstätte der askanischen Fürsten, beigesetzt, und Luthers Grab gegenüber befindet sich das seines treuen Mitarbeiters Philipp Melancthon.

Überall weht dem Besucher Wittenbergs der Hauch der Geschichte entgegen. Überall trifft er auf Erinnerungen aus der Reformationszeit, die durch die erhaltenen Gedenkstätten bewahrt werden. Und für die Protestanten ist die Tür der Schloßkirche, an die der Reformator seine fünfundneunzig Thesen schlug, als er als Prediger an der Stadtkirche wirkte, ein zur Andacht mahnender Anziehungspunkt.

Die Cranachs

Aber auch mit anderen berühmten Namen ist Wittenberg verbunden. So steht noch heute am Marktplatz das Haus, in dem der Dänenprinz Hamlet gewohnt haben soll, als er, wie die Sage berichtet, in Wittenberg studierte. Und in der Schloßstraße befindet sich das Cranachhaus, die Adler-Apotheke. Eine Tafel an der linken Seite des ersten Stockwerks meldet: „Lucas Kranach, Maler zu Wittenberg, wie er sich selbst geschrieben, wurde 1472 zu Kronach in Franken geboren, kam 1504 nach Wittenberg, kaufte 1520 diese Apotheke, war von 1535 bis 1544 Bürgermeister und starb am 16. Oktober 1553 in Weimar.“ Cranach war zu seiner Zeit der reichste Mann Wittenbergs. Er war nicht, wie man annehmen könnte, eine lediglich seinen Idealen lebende Künstlernatur, sondern er zeigte in seinem Wesen die ganze Betriebsamkeit eines kleinstädtischen Bürgers mit gesundem Erwerbssinn. So umschloß sein stattliches Besitztum zugleich eine Kunstwerkstatt, eine Apotheke, einen Krämerladen und einen Weinausschank. Daneben diente er der Stadt in verschiedenen Ämtern, war Kämmerer, Ratsherr und endlich Bürgermeister. Bereits 1508 war er in den Adelsstand erhoben worden. Sein Sohn, Lukas Cranach der Jüngere, erbt des Vaters Kunst und die Wittenberger Besitztümer.

Dicht bei Wittenberg, nur einige Kilometer westlich stromabwärts, liegt Piesteritz, das durch die staatlichen Stickstoffwerke einen klangvollen Namen in der Wirtschaft hat. Piesteritz lieferte vor dem Kriege die Hälfte des in ganz Deutschland hergestellten Stickstoffes.

Es ist ein reiches Land, dieses Sachsen-Anhalt, aber seine Kräfte sind durch die Trennung Deutschlands in zwei Teile beeinträchtigt. Viel Not und viel Elend ist über dieses Stück Erde in der bitteren Zeit nach dem zweiten Weltkrieg hingezogen, und seine Westgrenze, die ein Stück der unseligen Zonengrenze ist, wirkt für die Bewohner wie eine unheimliche Mauer, auf deren Niederbruch sie sehnlichst hoffen.

Schmerz und Leid

Und wenn man Stationen des Schmerzes und des Leides in Sachsen-Anhalt nennen will, so wird man in der Ver-

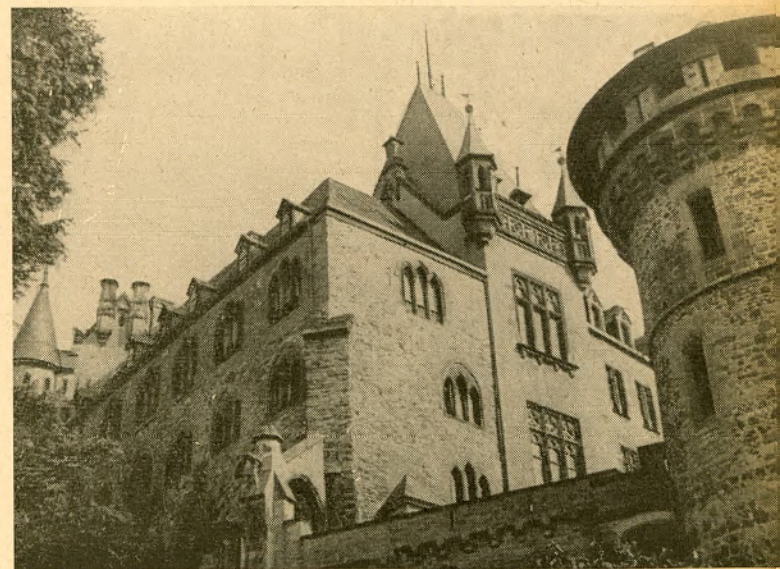


Wittenberg (Lutherstadt), Blick vom Marktplatz aus auf die Schloßkirche

Dessau (Zentrum)



Schloß Wernigerode (jetzt Feudalmuseum)





Naumburg/Saale, Stadttor

Naumburg (1955)



gangenheit auf die Namen der berühmten Festung Torgau, dem gefürchteten Wehrmachtgefängnis des „Tausend-jährigen Reiches“, und des Sammellagers Mühlberg an der Elbe stoßen, in dem Zehntausende deutsche Soldaten zusammengetrieben wurden, ehe sie für endlose Jahre in die Gefangenschaft kamen. In der Gegenwart aber sind für viele Menschen aus Ost und West die „Grenzübertrittstationen“ Marienborn und Oebisfelde Namen, hinter denen sich Sorge, Angst und Kummer aufrecken. Die Elbe, der Schicksalsstrom in der Mitte Deutschlands, ist die Lebensader Sachsen-Anhalts. In die Elbe münden in der Magdeburger Gegend von Westen der Mittellandkanal und von Osten der Plauer Kanal, der die Verbindung zu den Havelgewässern und damit zu Berlin vermittelt. Damit ist das Land auch einer der bedeutendsten Wasserstraßenknotenpunkte Deutschlands, und das dichte Netz der Bahnlinien und Straßen könnte einem regen Verkehr in unserem deutschen Vaterlande wertvolle Dienste leisten — wenn sich die Zonengrenze nicht hemmend zwischen Menschen gleichen Blutes legte und durch ihre Widernatürlichkeit eine gesunde, fortschrittliche Entwicklung hinderte. Mehr vielleicht noch als andere Zonenbewohner empfinden diese „Anrainer“ an den westdeutschen Gebieten die Härte des Loses, das sie tragen müssen. Für uns aber ist es eine täglich neu sich erhebende Pflicht, daran zu denken, daß jenseits des Eisernen Vorhanges *auch* Heimat ist.



Saalburg, Erholung unter Parolen

Das Rätsel

Lösungen

der Rätsel aus der letzten Ausgabe

Silbenrätsel

1. Oschatz, 2. Spelunke, 3. Tagebau, 4. Prestige, 5. Radieschen, 6. Eigenheim, 7. Uganda, 8. Sternwarte, 9. Schumann, 10. Eulenspiegel, 11. Niagara, 12. Sauerbruch, 13. Cranach. — Ostpreußen — Schlesien — Ruegen.

Spruchrätsel

Mann — Heim — Mannheim

Pyramidenrätsel

1. m, 2. Mn, 3. Man, 4. Amen, 5. Magen, 6. Manege, 7. Germane, 8. Germaine, 9. Menagerie.

Treppenrätsel

1. Mutwille, 2. Sterling, 3. Geschenk, 4. abnutzen, 5. Almagest, 6. Haarnetz. — Mutterschutzgesetz.

Zerlegerätsel

1. Dortmund, 2. Mangold, 3. Hume, 4. Gestein.

Magisches Quadrat

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Die Buchstaben a — a — a — a — b — b — e — e — e — e — e — e — e — i — i — k — l — l — m — m — n — n — r — r — s — s — sind so in die Figuren einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Künstler, 2. jüdischer Schriftgelehrter (man sagt ihm den Ausspruch: „Alles schon dagewesen“ nach), 3. römischer Grenzwall in Deutschland, 4. Flachland, 5. Grasfläche.

Silbenkasten

1	2	3	4	5
6	7	8	9	10

In jedes der 10 Kästchen ist eine Silbe einzusetzen. Es ergeben sich dann Wörter nachstehender Bedeutung:

- 1+2 = Kraftwagen
- 1+2+3+4+5 = moderne industrielle Entwicklungsstufe, Fließbandproduktion
- 1+6 = Verfasser, Schriftsteller
- 1+9 = Hauch
- 2+3+10 = Gemüsefrucht (Nachtschattengewächs)
- 3+10 = südamerikan. Tee
- 4+2 = jugoslawischer Staatsmann

- 4+9+7 = Hauptstadt von Albanien
- 6+2+7 = Stadt in der italienischen Provinz Alessandria
- 6+7+8 = Wirbelsturm
- 6+10 = feiner Kuchen
- 7+2 = Nordatlantikpakt
- 7+4+5 = Volk, Staat
- 8+9 = weibl. Vorname
- 8+9+8 = erträumtes Paradies, Goldland
- 9+3 = bekannte Margarine
- 9+4+5 = Verpflegungszuteilung
- 9+10 = Teilzahlung

Silbenrätsel

Aus den Silben a — a — a — a — ab — an — bal — bau — bend — bend — ber — bre — chen — dar — di — dorff — dro — ei — er — fall — fei — fen — ga — ga — ga — hal — korb — la — lae — lett — li — li — litz — ma — man — maul — me — me — ne — neu — o — o — rat — ret — ri — rie — ro — roe — rohr — schet — som — stre — te — te — te — te — ue — wal — zi sind Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden. Die Anfangs- und Endbuchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, ergeben einen weltberühmten Komponisten und eine seiner schönsten Opern.

- Ruhmeshalle bei Regensburg
- Teil des Rauchabzuges
- Schriftsteller
- Zeit nach der täglichen Arbeit
- italienischer Freiheitsheld (1807—1882)
- Himmelserscheinung bei Sonnenuntergang
- Stadt in Mecklenburg

- biblisches Land
- Gewinnung von Mineralien
- Beißschutz
- weiblicher Vorname
- einhöckriges Kamel
- romantischer deutscher Dichter (1788—1857)
- Überrumpfung, Anschlag
- breitrandiger spanischer Strohhut
- Teil des Oberhemdes
- Eierkuchen
- Tabakerzeugnis

Spruchrätsel

Das Erste ist ein Abschiedswort, wenn liebe Menschen scheiden; das Zweite ein Vergnügungsort, der Sparer soll ihn meiden. Das Ganze ist in Norddeutschland als Storchenvogel wohlbekannt.

Der Hüttenkieker

So — wie dies Jahr im November —
jammervoll war's mir noch nie.
Und ich kenn aus andern Jahren
doch die Herbst-Melancholie.
Nicht einmal das Wirtschaftswunder
fällt bei mir mehr ins Gewicht:
Freizeit, Hobby, Urlaub — Plunder!
Alles dieses ist es nicht.
Hilft, mich davon zu kurieren,
mir noch der gewohnte Schluck?
Auf wacholderschwerem Kopfe
liegt ja noch ein Extra-Druck.
Und den hab' ich nicht alleine:
Allen war das Jahr zu naß!
Grippe, Rheuma, blasse Kinder —
Regen-Kater nennt man das.
Wetterwolke, kerngespalten,
fällt verwirrend ins Gemüt:
Schon seit Mai übt, wo ich wohne,
täglich wer ein Weihnachtslied!
Grundeis bildet sich im Hirne
klavieristisch auf die Art,
spielt ein Mensch den ganzen Sommer
„Petersburger Schlittenfahrt“.
Sagte man: „Das geht vorüber“,
hat mich das nicht überzeugt.
Was ich seh' und schmeck' und fühl', ist
radioaktiv verseucht!

Auch der liebe Weihnachtsmann
ändert gar nichts mehr daran.

Doch die Aussicht auf die Weihnacht
macht uns manches wieder leicht:
Man notiert mit Stolz und Freude,
was wir hier und da erreicht.
Jeder, der am Abschluß ächzte,
bis Oktober, denke nur:
Fast ein Jahr lang keine Sorgen
gibt's mehr mit der Inventur!
Dafür könnte man erwägen,
still und mit verbiß'nem Fleiß,
ob, betrieblich was zu bessern,
man nicht einen Vorschlag weiß.
's schafft beim Lotto ja nicht jeder
mit sechs Zahlen die Million —
Doch für einen guten Vorschlag
1000 Mark — das ginge schon.
Wie man findig ist, bewies jüngst
unserm Werkschutz mal ein Dieb,
dem ein Schein (und kein ganz kleiner)
„an den Fingern kleben“-blieb:
Wenn ein Werkschutzmann auf Draht ist,
hat zum Sherlock Holmes er's Zeug —
Seht, man fand den Hundertmarkschein
in des Diebes Feuerzeug!

Jeder neue Diebes-Trick
schärft des Werkschutz's Fahnde-Blick!

Sehen weiter wir, was wieder
mit dem Alltag uns versöhnt,

müssen wir gestehn, Tor III hat
unerwartet sich verschönt.
Das, was einst der „süße Keller“,
war lang' morsch schon und kaputt.
Preßluftbohrer, spitze Hacke
machten's völlig dann zu Schutt.
Weil Entwicklung hier und Streben
aufwärts ging mit aller Kraft,
sei der Name „süßer Keller“
als unpassend abgeschafft.
Schön gefügt aus Glas und Klinkern,
nimmt sich nun der Neubau aus.
Magazin, Kontore, Tresen...
ich nenn's „Hütten-Warenhaus“!
Arbeits-, Ausgeschuhe, Hosen —
Schön, wie man uns hier „versorgt“
und (Genüsse ausgenommen)
auf Privatanforderung borgt...

Es beschwingt dir Herz und Schritt,
wenn du weißt: du hast Kredit!

Doch man soll sich nicht verschreiben
alles im Kreditsystem:
Raten, die zu zahlen bleiben,
werden äußerst unbequem!
's braucht nicht grade so zu kommen,
daß man pfändet deinen Lohn —
Wenn die Raten Sorge machen
dir bei Nacht, genügt es schon!
Raten fressen dir, mein Lieber,
noch die Haare weß vom Kopf!
Bleibt zum Leben denn was über?
Mutter spart am Suppentopf...
Um nicht weiter reinzuschliddern,
hilft dir eins nur noch: Gewalt!
Daß dich keiner kann verführen,
ruf dir donnernd selbst zu: „Halt!!!!“
Halt! bei Kühlschrank, Fernsehtruhe,
Teppich, Hut — erst wird berappt,
was wir schulden! Heul' nicht, Mutter!
Bald lachst du, weil's wieder klappt!
Will Reklame dich verführen,
Mutter, mach die Augen auf!
„Weihnacht — Fest der Liebe — Schenken...“ —
Keinen neuen Ratenkauf!!!
Unser Väter Kampf für Freiheit
hat gelohnt sich keinesfalls,
legen wir für „Lebensstandard“
selbst uns Ketten um den Hals!
Mutter, nichts sollst du entbehren,
haben wir erst wieder Luft!
Gib doch zu: wenn ich's erkenne,
sag ich's nicht, bin ich ein Schuft!
Ja, die Kinder werden meinen:
„Vater ist verkalkt und hart...“
Mutter, steh' du dann bei Vater,
wenn er eine Zeitlang spart!

Das wär's wieder mal für heut.
Nächstens mehr, Adschüß, ihr Leut'!

GIB ACHT!
DER SCHLÜSSEL
IST AUSGEWEITET,
DER RUTSCHT DIR
AB



LAPPES

AUS M MARTINWERK

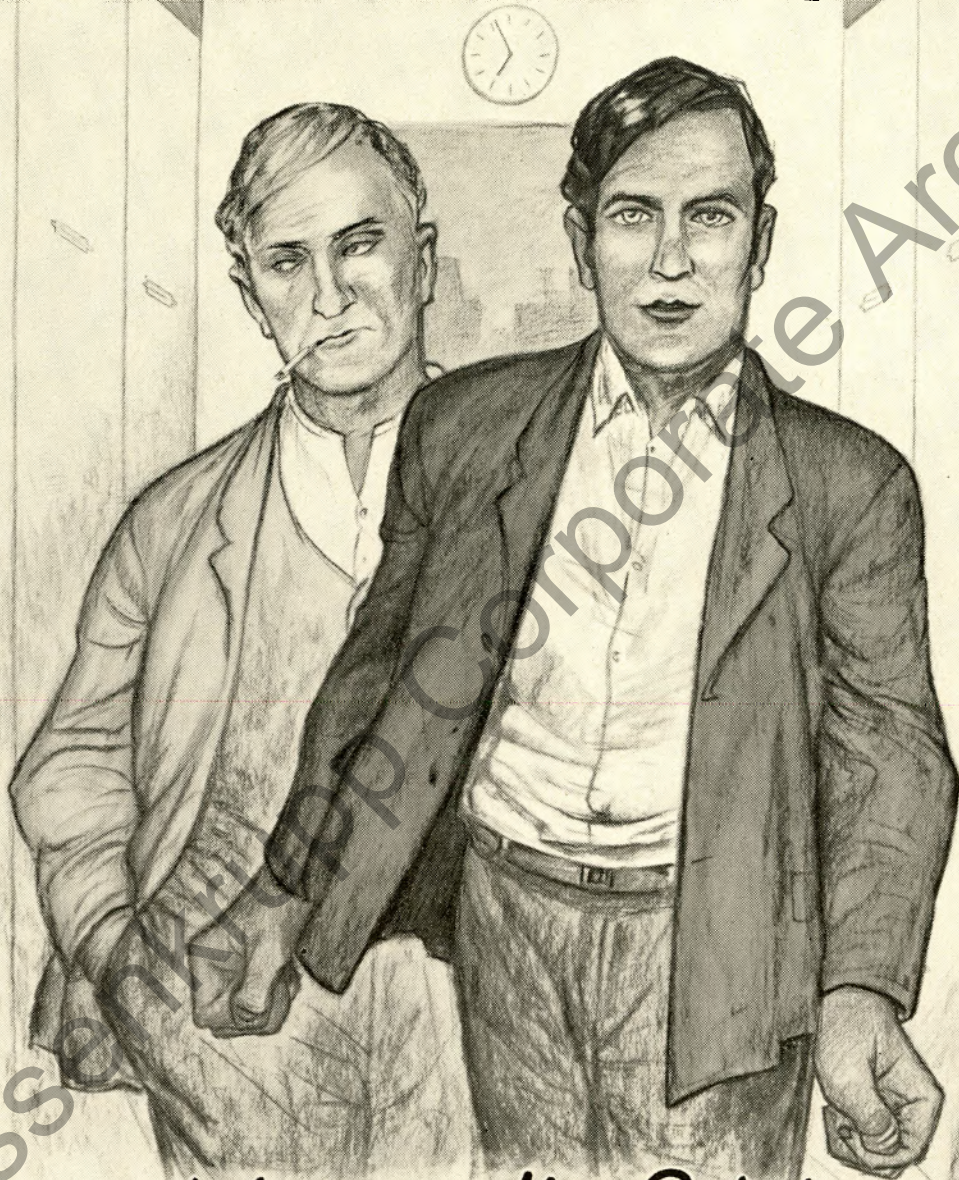


DER HEILGEHILFE HAT IN SACHEN
ARBEITSBESCHAFFUNG NICHTS ZU LACHEN,
MAN HÖRT ES OFT AUS SEINEM MUNDE:
"ICH HABE MEINE FESTEN KUNDEN"

WER SEINEN KORPUS UNBESCHAUT
SCHLECHTEM WERKZEUG ANVERTRAUT,
DER MUSS, UND IST'S JHM NICHT ZUM LACHEN,
DEN WEG ZUM SANITÄTER MACHEN



Energie und Arbeitsfreude



*steigern die Leistung-
erhöhen Dein Einkommen!*